

Frauen: Die neue Lust an der Unterwerfung

Nummer 44 – 29. Oktober 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



«Ich, der Neger»

Der Schauspieler Urs Althaus aus Uri über sein Leben als Schwarzer in der Schweiz. *Von Franziska K. Müller*

Islam vs. Europa

Was hat die grosse Zuwanderung gebracht? *Von Christopher Caldwell*

Finanzplatz Schweiz: Wie wir gewinnen können

Die besten Rezepte für eine Stärkung unserer Banken.
Von Pierre Heumann und René Lüchinger





INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Pure **performance** Absolute **precision**



WWW.BREITLING.COM



Chronomat

*Der automatische Chronograph par excellence.
Offiziell COSC-zertifizierter Chronometer.*

Intern

Für spezielle Anlässe trägt er ein besticktes *Sennenchütteli*. Seine Handymelodie ist der «Schacher Seppli». Urs Althaus aus Altdorf, erstes schwarzes Model, das es in den siebziger Jahren auf das Cover des amerikanischen Männermagazins *GQ* schaffte, ist in seiner Heimat fest verwurzelt. Seit seiner Rückkehr aus den USA lebt Althaus in einem alten Hotel über dem Urnersee. Rassismus, sagt er, habe er in



Urchiger Schweizer: Topmodel Althaus.

Uri nie kennengelernt. Er hat keine Zweifel daran, wer ihn im vergangenen März in Flüelen bewusstlos geschlagen und ihm den Kiefer gebrochen hat: Es kann nur eine Clique mit Migrationshintergrund gewesen sein. Ein Gespräch mit dem Ex-Model und Schauspieler über sein Leben zwischen Highlife und Pleiten und seine Liebe zur Innerschweiz anlässlich des Erscheinens seiner Biografie in Buchform auf **Seite 30**.

Der amerikanische Journalist Christopher Caldwell schreibt regelmässig für die linksliberale *Financial Times* und das konservative amerikanische Wochenblatt *Weekly Standard*. Nachdem wir in der letzten Ausgabe sein neues Buch «Reflections on the Revolution in Europe» besprochen haben, drucken wir diesmal auszugsweise wichtige Passagen ab und interviewen den Autor. Caldwell legt eine negative Bilanz der europäischen Ausländerpolitik vor. Ohne in schrillen Alarmismus zu verfallen, legt er dar, dass durch die Zuwanderung weder die Wirtschaft angekurbelt noch der Sozialstaat gerettet wird. Im Gespräch gab sich Caldwell zudem als gelegentlicher *Weltwoche*-Leser zu erkennen. Namentlich erinnern konnte er sich

an Hanspeter Borns im letzten Jahr publizierte grosse Reportage über Belgien. **Seite 36**

Vor einem Jahr frohlockte unsere Wirtschaftsredaktion: «La crise n'existe pas», stand auf dem Titelbild dieser Zeitung. Genau am Tag, als die Ausgabe ausgeliefert wurde, musste der Staat allerdings einen Teil der UBS übernehmen, um sie vor dem Untergang zu retten. Doch die Steuergelder wurden nicht zur Sanierung einer havarierten Firma ausgegeben. Sie dienten der Rettung des Landes, weil sich die Finanzmärkte damals in einem kriegsähnlichen Zustand befanden. Jetzt sind Pierre Heumann und René Lüchinger der Frage nachgegangen, wie der Finanzplatz Schweiz gestärkt werden könnte. Ihre Recherchen zeigen einen dringenden Handlungsbedarf, um die Attraktivität des Standortes Schweiz zu verbessern. **Seite 12**

Dass die Wirklichkeit manches Klischee übertrifft, bewies das Eidgenössische Büro für Gleichstellung von Mann und Frau. Als unser Redaktor Peter Keller das Bundesamt zum Thema Lohnungleichheit befragen wollte, waren die Zuständigen abwesend und die Anwesenden nicht zuständig. Weder die Direktorin noch ihre Stellvertreterin noch eine der



Fragen zur Lohnungleichheit.

fünfzehn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kamen ihrer Informationspflicht nach. Auf mehrmaliges Nachhaken meldete sich schliesslich der Soziologe Alberto Meyer, gemäss Stellenbeschreibung «Beauftragter für Öffentlichkeitsarbeit». Er sei jedoch nicht berechtigt, zu inhaltlichen Fragen Auskunft zu geben. Ganz anders Monika Bütler: Die HSG-Professorin für Volkswirtschaft nahm sich Zeit für ihre differenzierte Stellungnahme – am Sonntagnachmittag. **Seite 44**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Daniel Ammann, Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Roy Spring

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Eline Keller-Sørensen (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Franziska Altmann

Infografik: Helmut Germer

Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttig

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

tmp.ch



“Unsere erste Priorität ist es, Ihren Erfolg und Ihre Erwartungen zu verstehen.”

Einzigartige Investitionsphilosophie

Unabhängige Vermögensverwaltung

Genfer Traditionsbank

seit 1816



Jean-Louis Platteau
Generaldirektor Private Banking

Marcel Tschanz
Mitglied der Direktion Private Banking Zürich



Viele Vermögen und Familienreichtümer stammen aus Unternehmen und beruhen auf der Initiative von aussergewöhnlichen Persönlichkeiten.

Diese Vermögenswerte – geduldig erarbeitet, von Generation zu Generation weitergegeben oder das Ergebnis einer kürzlichen Übertragung – verdienen besondere Aufmerksamkeit und Betreuung.

Eine sichere Bank und eine Vermögensverwaltung mit Schweizer Qualität, die Ihre Ansichten zu Wirtschaft und Finanzmärkten teilen.

Die *Banque Cantonale de Genève* bietet Ihnen eine unterschiedliche Vision der Vermögensverwaltung für Ihre dauerhaften finanziellen Erfolge.



BCGE

Private Banking

Genève Zürich Lausanne Lugano Lyon Annecy
www.bcge.ch/privatebanking

Unsere Armee

Was Ueli Maurer von Afghanistan lernen kann. Finanzplatz. Eine Lehre aus dem Libyen-Debakel. Von Roger Köppel

Die Schweiz braucht zur Landesverteidigung keine Luftwaffe. Auch Panzer und schwere Artillerie sind vermutlich überflüssig. Die milliardenteuren Materialschlachten sind reine Geldverschwendung. Das ergibt sich zwingend aus den Fakten: Unsere Armee hat den Auftrag, die Schweiz, ein neutrales Land, zu verteidigen. Sie muss den Krieg, von dem wir nicht wissen, wie er sein könnte, zwar nicht gewinnen, aber sie darf ihn auf keinen Fall verlieren. Auslandeinsätze, Piratenkämpfe auf hoher See sind mit der Neutralität nicht vereinbar. Die Schweiz wird nicht am Hindukusch oder in Somalia verteidigt, sondern in der Schweiz.

Verteidigungsminister Ueli Maurer versprach «die beste Armee der Welt». Er sollte sich an diesem Ideal orientieren. Die beste Armee der Welt sind die Gebirgspartisanen von Afghanistan. Seit Jahrhunderten unbesiegt, liefern sie ein Musterbeispiel dafür, wie mit geringen Kosten grosse militärische Wirkungen erzielt werden können. Weltmächte bissen sich an den Afghanen die Zähne aus. Am Kyberpass scheiterten die ruhmreichen britischen Kolonialtruppen. Die mit Hightech-Waffen ausgestattete Rote Armee wurde von den Mudschaheddin mit Speeren, Kalaschnikows und Boden-Luft-Raketen aus dem Land verjagt. Heute merken die perfekt bestückten Amerikaner, dass sie gegen die Hinterwäldler-Miliz aus dem Hochland zwar nicht verlieren, aber wohl auch kaum gewinnen werden.

Im Grunde praktizieren die Afghanen, was die Schweiz im Zweiten Weltkrieg ebenfalls erfolgreich probte: General Guisan krallte sich mit seinen Soldaten in den Bergen fest, um den Feind im Notfall durch Zermürbung zu besiegen. Da es keinen Sinn hatte, mit Panzerfahrzeugen oder ein paar Fliegern das offene Gefecht gegen die hoffnungslos überlegenen Deutschen zu wagen, wählten die Schweizer eine Nischenstrategie wie David gegen Goliath. Schon damals war den Offizieren klar, dass man die Landesgrenzen mit herkömmlichen Mitteln niemals würde halten können. Die Aussicht auf einen verlustreichen Partisanenkrieg in den Alpen aber schreckte die Invasoren ab.

Die Erfolge der Afghanen bestätigen: Im gebirgigen Gelände braucht eine gute Truppe keine teuren Waffen. Raketenwerfer zur Sicherung des Luftraums reichen. Maschinenge-



Sieg durch Zermürbung.

wehre, Landminen, Granaten, Messer und Panzerfäuste genügen für den Nahkampf. Auch die Schweiz hat mit den Alpen einen natürlichen Verbündeten. Sie sollte ihre Kriegsführung konsequent darauf ausrichten. Prestigesüchtige Flieger- und Panzerkäufe bringen nichts. Eine starke Guerilla-Miliz nach afghanisch-schweizerischem Vorbild ist besser. Und billiger.

Die Abgesänge auf den Schweizer Bankenplatz kamen zu früh. Die UBS erholt sich laufend, die Credit Suisse liefert glänzende Quartalsergebnisse. Kürzlich meldete der Branchendienst Bloomberg, dass zwei milliardenschwere englische Hedge-Funds ihren Hauptsitz in die Schweiz verlegten. Es wird erwartet, dass englische Investmentbanken nachfolgen könnten. Als Grund für den Exodus wurden die sich massiv verschlechternden Rahmenbedingungen in England erwähnt. Überregulierung und Steuererhöhungen im Gefolge der Finanzkrise hätten die Fonds-Manager zum Gang in die Schweiz motiviert. Daraus folgt dreierlei. Erstens: Die Schweiz bleibt trotz angeschlagenem Bankkundengeheimnis attraktiv. Zweitens: Die Nichtmitgliedschaft in der EU ist ein Vorteil. Drittens: Die klassische Standortpolitik gewinnt an Bedeutung.

Das ist der entscheidende Punkt. Da die Steuervermeidung als Geschäftsgrundlage für die Schweizer Banken kurz- bis mittelfristig an Bedeutung verliert, werden andere altbewährte Faktoren entscheidend. Um Firmen

und Finanzkonzerne anzulocken, müssen wir unsere Rahmenbedingungen gegenüber der EU weiter verbessern. Entscheidend sind tiefere absolute Steuersätze ohne Ausnahmen und Firlefanzen. Einfachheit ist Trumpf. Und ein möglichst niedriges Niveau. Die unsinnige steuerliche Bevorzugung ausländischer Holdinggesellschaften ist zu beenden. Die Auslandfirmen sollen mit den schweizerischen Unternehmen gleichgestellt werden bei tiefsten Steuern. Pikant: Die neuen englischen Hedge-Funds liessen sich in der Westschweiz und nicht etwa im Kanton Zürich nieder. Offensichtlich muss sich Zürichs zu wenig freisinnige Finanzdirektorin Ursula Gut mehr anstrengen. Die Rahmenbedingungen werden als nicht gut genug empfunden.

Laut Experten ist ein weiterer Punkt entscheidend. Wenn die Schweiz den Engländern nicht nur Hedge-Funds, sondern auch vermehrt Investmentbanken abspenstig machen will, ist ein Dienstleistungsabkommen mit der EU gefragt. Ohne Dienstleistungsabkommen können diese Institute nicht richtig aus der Schweiz heraus arbeiten. Die Politik wird sich bereits heute mit der Frage beschäftigen müssen, welchen Preis wir dafür zahlen sollten. Es ist anzunehmen, dass die EU auf die Einführung des automatischen Informationsaustauschs drängen könnte. Wollen wir das Bankkundengeheimnis endgültig beerdigen, wenn wir stattdessen neue Geschäftsfelder erschliessen dürfen? Diese Debatte muss im Voraus geführt werden.

Eines ist gewiss: Die in letzter Zeit wieder gespenstisch aufflammende EU-Beitrittsdiskussion zielt in die Irre. Die Schweiz ist wirtschaftlich interessant, gerade weil sie draussen bleibt. Die Unabhängigkeit ist ein Wettbewerbsvorteil, deren Mühsal wir ertragen müssen.

Die Schweizer EU-Lobby arbeitet seit Jahren mit dem Vorurteil, der Schweiz ginge es besser, wenn ihre Spitzenpolitiker in den Brüsseler Gremien mit am Tisch sitzen könnten. Das Debakel um Libyen beweist das Gegenteil: Nichts ist gefährlicher für Schweizer Interessen als ein Schweizer Spitzenpolitiker im Ausland. Der zuverlässigste Weg in die diplomatische Niederlage ist mit den guten Absichten unserer Bundesräte gepflastert, die sich für fähig halten, auf Augenhöhe mit ihren internationalen Amtskollegen zu verhandeln. Unsere Geschichte lehrt Bescheidenheit. Seit der Schlacht am Morgarten waren die Schweizer politisch immer und nur dann stark, wenn sie einen ausländischen Gegner auf eigenem Boden aus dem Hinterhalt überraschen konnten. Das direkte Auswärtsduell lag ihnen weniger. Die Sandkastentantanie, wonach unsere Politiker auf dem internationalen Parkett brillieren würden, wenn man sie nur liesse, hat keinen Bezug zur Realität.



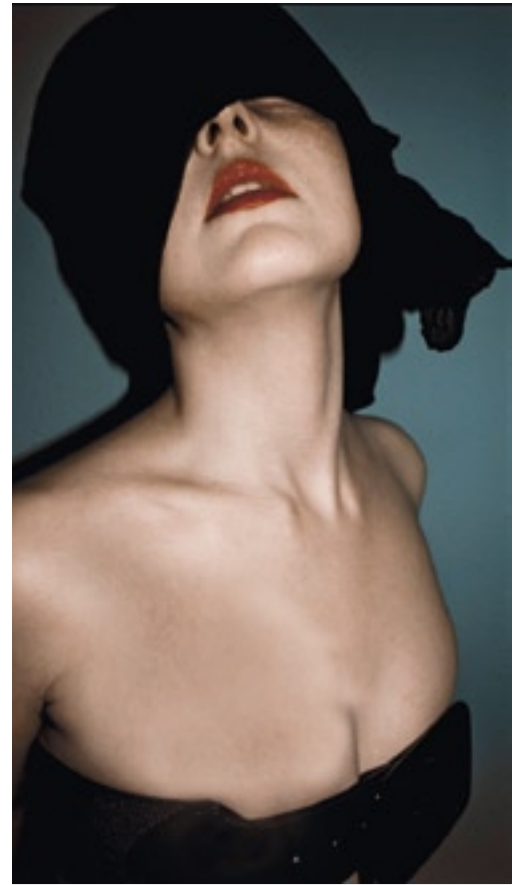
Monumental: Schlingensief. Seite 46



Chancen: früheres Weltwoche-Cover. Seite 12



Ansturm: Flüchtlinge. Seite 36



Kein Blümchensex: dunkle Lust. Seite 50

Aktuell

- 5 Editorial
- 11 Kommentar Vom Kleinstaat zum Scheinstaat
- 12 Die Schweiz bleibt attraktiv
Dass die internationalen Finanzplätze unter Druck geraten sind, kann für die Schweiz von Vorteil sein
- 14 War da was? Die Wirtschaftskrise wurde überschätzt
- 16 Einwanderung Erneuter Anschlag auf das Migrationsamt
- 18 Das Elend der Jesuiten
Einst gefürchtet als reaktionäre Eingreiftruppe des Papstes, haben sich die Jesuiten dem Zeitgeist ergeben
- 19 Wifag-Desaster Die Berner Elite windet sich
- 19 Personenkontrolle Maurer, Fehr, Wyss, Blocher
- 20 Brüssel Europa sucht seinen Präsidenten
- 23 Wirtschaft Die SP handelt gegen eigene Interessen
- 25 11 Fragen an Schauspieler Matt Damon
- 26 Mörgeli Mauch, Mord und Minarett
- 26 Bodenmann Pommies-frites-Militär
- 27 Medien Die drei medialen Musketiere
- 27 Wortkontrolle Wortkontrolle zur «Wortkontrolle»
- 28 Leserbrief

Hintergrund

- 30 «Die Zeiten waren hemmungslos»
Der Innerschweizer Urs Althaus war das erste schwarze Topmodel der Welt – Rückblick auf ein bewegtes Leben
- 36 Ansturm auf Europa
Für Christopher Caldwell fördert Zuwanderung weder die Wirtschaft, noch rettet sie den Wohlfahrtsstaat
- 38 Einwanderung Die Ideologie des Multikulturalismus
- 40 «Alle sind verführbar»: Bedroht ist Europas Tradition
- 42 Allah und die Windmühlen
Der Vormarsch des Islam, von den Niederlanden aus gesehen
- 44 Abgerechnet wird am Zahntag
Wie steht es um die Benachteiligung von Schweizer Frauen im Erwerbsleben?
- 46 «Das ist er!»
Der schwerkranke Theatermacher und Künstler Christoph Schlingensief inszeniert sein Leiden auf der Bühne
- 50 Freuden der Unterwerfung
Viele Frauen sehnen sich nach Hingabe und dunkler Lust
- 52 «Vorbei ist vorbei»
Der Neuenburger Baron Jean-François de Chambrier
- 54 Asket aus dem Dunkeln
Wenn jemand die Lage in Afghanistan stabilisieren kann, dann ist es General McChrystal
- 55 «Wir ziehen leichte Bewaffnung vor» Taktik der Taliban

VOR IHNEN STEHT DIE ZUKUNFT.

DER NEUE LEXUS RX 450h VOLLHYBRID.

Diese beeindruckenden Werte garantiert Ihnen schon heute und nicht erst in ferner Zukunft exklusiv der neue Lexus RX 450h:

6,3 l Verbrauch auf 100 km*

A Energieeffizienz-Kategorie

0 Emission im Stop-Go-Verkehr

299 PS (220 kW) Leistung

148 g/km CO₂*



**LEXUS
HYBRID
DRIVE**

DER EINZIGE SEINER KLASSE MIT ECHTER HYBRIDTECHNOLOGIE. TESTEN SIE JETZT DAS ORIGINAL VON LEXUS.

Mit seiner zukunftsweisenden Vollhybridtechnologie setzt der neue RX 450h den Massstab. Er verfügt über Lexus Hybrid Drive, die bahnbrechende Technologie für mehr Leistung und weniger Verbrauch, und ist damit klarer Leader in seinem Segment. Unübertroffen ist auch seine komplette Serienausstattung: Rückfahrkamera, Lederausstattung und ein Premium-Soundsystem mit 9 Lautsprechern und 6-fach-CD-Wechsler sind beispielsweise inklusive. Optional kann der neue RX 450h etwa mit einem Head-up-Display und wegweisendem Pre-Crash-Sicherheitssystem zusätzlich veredelt werden. Testen Sie die weltweit einzige Premium-Gelände-Limousine mit Vollhybridantrieb (ab Fr. 85 600.-)** jetzt bei Ihrem Lexus Partner. Mehr Infos und Probefahrtanmeldung unter www.lexus.ch

VOLLGARANTIE UND
GRATISSERVICE WÄHREND
100 000 KM
INNERHALB VON 3 JAHREN.

 **LEXUS**

* Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 80/1268/EWG gesamt 6,3 l/100 km. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km.

** Unverbindlicher Nettopreis.



«Ich suche Ergebnisse im Bemühen, die Welt zu verändern»: Politiker Kouchner. Seite 56

Interview

56 «Die Kunst des Unmöglichen»

Er gilt als «Mr Menschenrechte» und kam als Kommunist in die Politik. Heute ist Bernard Kouchner Aussenminister in Frankreichs bürgerlicher Regierung

Stil & Kultur

60 **Stil & Kultur** Edle Röstung

62 **Namen** Von Marisa Miller bis Scarlett Johansson

63 **MvH** My balls

64 **Im Gespräch** Philippe de Korodi, CEO von Caran d'Ache

65 **Luxus** Schweizer Labels zeigen den Herbst

66 **Kinderwagen** Fahrspass für den Kleinsten

67 **Zu Tisch** Restaurant «Lampart's» in Hägendorf

67 **Wein** Trapio Pied Franco 2005

68 **Bestseller**

68 **Optimismus dank Zweitpass**

Der israelische Ex-Politiker Avraham Burg will seinem Land helfen, das Holocaust-Trauma und den Streit mit den Palästinensern zu überwinden

70 **Jazz** Heiri Känzig Quintet

70 **Film** «Frozen River»

71 **Pop** «Kassensturz»-Moderator und Liedermacher Ueli Schmezer

72 **Doppelpass** Vernissage: Folge 48 des Fortsetzungsromans

74 **Hochzeit** Conny Schock und Daniel Schärer

Autoren in dieser Ausgabe

Christian Huber



Auf seinem Hausboot lebt der ehemalige Finanzdirektor des Kantons Zürich seit 2005 zusammen mit seiner Frau Charlotte abwechselnd in Frankreich, Belgien und den Niederlanden. In seinem Essay schreibt er, wie er aus nächster Nähe den Vormarsch des Islam in Europa miterlebt. Seite 42

André Müller



Der 63-jährige Journalist André Müller ist bekannt für seine Interviews mit grossen Zeitgenossen. In dieser Ausgabe porträtiert er den schwerkranken Christoph Schlingensiefel, der sein Leiden und Sterben monumental auf der Bühne inszeniert. Seite 46

www.weltwoche.ch

«Aus Schweizer Küchen»: PDF-Rezepte zum Download

«Welche Schweizer Gerichte sind die Leibspeisen der *Weltwoche*-Leser?», wollten wir in der letzten Online-Umfrage wissen. Rezepte für die fünf beliebtesten Gerichte können Sie jetzt exklusiv als PDF herunterladen: www.weltwoche.ch/schweizerkueche

Weltwoche zum Hören

Professionelle Sprecher lesen ausgewählte Artikel. Diese Woche:
– «Glück im Röstiland»: Christian Seiler über die Schweizer Küche
– «Traumprodukt mit Laser-Augen»: Beatrice Schlag über Megan Fox
– «Wider die automobile Vernunft»: Ulf Poschardt über den Alfa Mito
– «Darüber macht man keine Witze»: Stilkunde für den Bundesrat
www.weltwoche.ch/audio

Platin-Club

Spezialangebot: Argentinisches Musical «Tanguera»: 20% Rabatt auf die Vorstellungen vom 17., 22. und 26. November 2009, Theater 11 in Zürich
Spezialangebot: Abonnenten profitieren von 15% Rabatt auf vier Konzerte von Obrasso Classic Events
Produkt des Monats: Monitor Samsung SyncMaster 2494HM, 24 Zoll, 16:9, mattschwarz. Abonnenten profitieren vom Sonderpreis von Fr. 349.–
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.


GUBELIN
JUWELEN • UHREN

LUZERN ZÜRICH GENÈVE LUGANO BERN ST. MORITZ BASEL

Jahreskalender Ref. 5146J,
Calatrava Manschettenknöpfe.



NEU!

WATERPROOF

GEOX - RESPIRA - ARE TRADEMARKS OF GEOX SPA



Komplett wasserdicht und atmungsaktiv. Geox Tex ist der wasserdichte Schuh, der nicht nur durch das Obermaterial sondern auch durch die Sohle atmet. Die Füße atmen daher auch durch die Fußsohle, wo sich der Schweiß am meisten konzentriert und bleiben so warm und trocken.

GEOX **TEX**
WATERPROOF

Vom Kleinstaat zum Scheinstaat

Von Urs Paul Engeler — Ein Land, das seine Grenzen verschwinden lässt, ist kein souveräner Staat mehr, sondern eine bröckelnde Gesellschaft.



Gehorsam und gerecht: Merz, Gaddafi.

Was ist der Unterschied zwischen der Schweiz und Libyen? Libyen ist ein Staat, ein Unrechtsstaat zwar, von einem Despoten regiert, aber ein erfolgreicher Staat, der, brutal, wenn es ihm opportun erscheint, seine Interessen durchsetzt. Auch wenn diese nicht legitim sind. Die heutige Schweiz ist eine Ansammlung von Menschen, die möglichst heiter, konfliktfrei und in weltweit verkündeter Anpasserei leben wollen. Und erschrecken, wenn sie für ihr verstehendes Gesäusel nur Verachtung und Attacken erfahren.

Das «Unbehagen im Kleinstaat», das der grosse Schweizer Denker Karl Schmid 1963 als wohlfeile Attitüde einiger helvetischer Intellektueller messerscharf analysiert und kritisiert hatte, ist hierzulande zum mehrheitsfähigen Denkschema geworden. Die politische Schweiz will sich von niemandem mehr abgrenzen, sondern gehorsam und gerecht in der grossen Welt aufgehen. Die «Grenze» ist ein Schimpfwort, reale Barrieren, so es sie noch gibt, werden als gestrig und Schande diskreditiert.

Die schleichende Veränderung der Nation, die vormals Bevölkerung, Institutionen, Werte und Territorium schützte, zu einem Land, das sich seiner Demarkationen zu schämen beginnt, lässt sich am Budget ablesen. 1970, das ist noch nicht lange her, floss jeder vierte Franken des Bundeshaushalts (exakt 25,9 Prozent) in die

Verteidigung. 1990 waren es immerhin noch 19 Prozent. Derzeit investiert der Bund gerade mal 8,1 Prozent (Budget 2010) seiner Ausgaben in die militärische Sicherheit.

Wucherungen des Sozialstaats

Noch eindrücklicher ist die allmähliche Verschiebung der Prioritäten. War die Wahrung der Unabhängigkeit mit militärischen Mitteln bis vor gut zwanzig Jahren noch unangefochten Staatszweck Nummer eins, so wurde die Landesverteidigung zum lästigen Nebenbei degradiert. Von Platz zwei, den sie 1990 noch hielt, rutschte diese Aufgabe mittlerweile auf Position vier ab. Jeder dritte Staatsfranken fliesst heute ins Sozialsystem (private Beiträge an AHV, IV, Zweite Säule oder Arbeitslosenversicherung nicht eingerechnet). Verkehr und Bildung (ohne die immensen Aufwendungen der Kantone, die dafür eigentlich zuständig zeichnen) sind die beiden andern Aufsteiger. Soziales, Verkehr und Bildung verschlingen rund 60 Prozent des Bundesbudgets.

Die gesamtwirtschaftliche Optik zeigt ein noch drastischeres Bild. Heute wendet die Schweiz für die Verteidigung 0,8 Prozent des BIP auf. Die Nato gibt ihren Mitgliedern eine mehr als doppelt so hohe Richtgrösse vor: 2 Prozent. Der wuchernde Schweizer Sozialstaat macht bald 40 Prozent des BIP aus.

Selbstverständlich hat die weltpolitische Lage sich verändert, und Nostalgie ist kein zuverlässiges Analyse-Instrument. «Verteidigung» kann nicht mehr gleich definiert und finanziert werden wie vor zwanzig Jahren. Die Budgetverschiebungen und die (zum Teil) vertretbaren Umschichtungen der Prioritäten entspringen jedoch nicht einer klugen Analyse der Risiken und der finanzpolitischen Rationalität. Das wahre Motiv ist das Verlangen der schriftstellernden, Geschichte (um)schreibenden oder sonst wie politisierenden Eliten, die Republik aufzuweichen, die – jahrzehntelang und mit Erfolg – ihre bürgerlich-knorrigere Eigenart zelebrierte und ihre als «unzeitgemäss» gescholtene Eigenständigkeit verteidigen konnte.

Der Beitritt zum Schengen-Abkommen war der radikalste Bruch mit dieser Tradition. Die Verlockung, die Grenze trotz Grappa und viel Fleisch im Kofferraum ohne Warterei und peinliche Prüfung passieren zu können, liess die Schweizer gravierende Kompetenzen an die Schengen-Behörde delegieren. Die Grenzregionen, die keinen Einfluss mehr auf die (per Dekret unkontrollierten und darum faktisch inexistenten) Grenzen haben, beklagen wachsenden Kriminaltourismus. Aktuell manifestiert sich die neue Ohnmacht in der Visa-Politik. Libyen nützt dieses hoheitliche Recht schamlos aus; die Schweiz kann nicht einmal mit Gegenmassnahmen drohen. Es gibt, wie Brüssel letzte Woche nochmals verkündet hat, keine Schweizer Einreisepapiere mehr und keine Ausnahmen, nur Schengen-Ausweise.

Die Schweiz ist nicht machtlos, weil sie nicht Mitglied der EU ist, wie die EU-Propagandisten wahrheitswidrig behaupten, sondern gerade weil sie Vollmitglied des Schengen-Verbandes und, was den Personenverkehr betrifft, nicht mehr Herrin ihrer Grenzen ist. Wenn ein alt gewordener Alt-Bundesrat der FDP nun auch den Beitritt zu einem Militärbündnis fordert, dann ist innen definitiv aussen und umgekehrt.

Nun geht es nicht darum, die Grenzmarken zu kaum überwindlichen Hindernissen aufzubauen oder die Doppelbedeutung der Grenze als Trennwand und Zone des Austausches zu negieren. Es geht nicht um wirtschaftliche oder mentale Abschottung, sondern darum, die Kontrolle über diese – teils sichtbare, teils virtuelle – Linie sicherzustellen, mit den geeigneten Macht- und politischen Mitteln. Dies ist heute kaum mehr der Fall.

Ein Staat, der seine Grenzen negiert, gibt sich auf. Werden die Verteidigung des Territoriums und der darauf geltenden Gesetze an europäische Nachbarn delegiert, so kann dem heute noch provokativ erscheinenden libyschen Vorschlag, die Schweiz auf die umliegenden Staaten aufzuteilen, ruhig zugestimmt werden. Er wäre kein Affront mehr, sondern Realität. ○

Die Schweiz bleibt attraktiv

Von Pierre Heumann und René Lüchinger — Der Schweizer Finanzplatz stellt sich auf die Zeit nach dem Bankkündengeheimnis alter Prägung ein. Erste Lichtblicke zeigen sich: Englische Hedge-Funds siedeln sich bei uns an. Wegen tieferer Steuern und weniger Regulation. Weitere Geschäfte locken.



Erdbebensicher: Zürcher Paradeplatz im Herbst.

Als der «Masterplan Finanzplatz Schweiz» das Licht der Welt erblickt hatte, war nach den Geburtswehen die Freude gross. «Schön verpackte Finanzplatz-Strategie», titelte etwa die *Neue Zürcher Zeitung*, «Finanzplatz will Terrain zurückgewinnen», notierte das Anlegerblatt *Finanz und Wirtschaft*. Der Grund für die schönen Worte war ein simpler: Erstmals in der Geschichte der Schweizer Paradebranche hatten sich die vier Platzhirsche des heimischen Finanzplatzes – Bankiervereinigung, Versicherungsverband, Swiss Funds Association sowie sämtliche Infrastruktur-Provider – zusammengeschlossen und eine Vision für das Jahr 2015 entworfen, die da lautete: Die Schweiz als Top-3-Finanzplatz hinter New York und London, eine Verdoppelung des Wertbetrages an das Bruttoinlandprodukt (BIP), 40 000 bis 80 000 neue Arbeitsplätze im Finanzgewerbe und 11 bis 17 Milliarden Franken zusätzliche,

direkt durch das Finanzgewerbe generierte Steuergelder. Das galt im September 2007, als die Krise erst am Horizont erahnbar war.

Und jetzt? Ende 2009? Ist eine Vision des Finanzplatzes Schweiz als Nummer drei der Welt hinter New York und London noch realistisch, wo doch auch dem grössten Träumer

Ein «Regulierungs-Tsunami» droht Europa – und macht die Schweiz automatisch freier.

klar sein muss, dass *black money* für Schweizer Banken keine Geschäftsgrundlage mehr sein kann – im bislang letzten Akt gegen Steuerbetrüger und Bankgeheimnis haben vergangenen Dienstag italienische Steuerfahnder auf dem Stiefel im grossen Stil Schweizer Geldinstitute gefilzt.

Auf der anderen Seite steht: Der Finanzplatz New York hat stark an Glanz eingebüsst, seit die einst weltgrössten Investmenthäuser in der Krise reihenweise in die Knie gegangen sind, und manch ein wohlhabender Amerikaner wird sich überlegen, ob angesichts der Kompromisslosigkeit amerikanischer Steuerfahnder die USA für sein Vermögen der beste aller möglichen Standorte darstellen. Und London, weltweiter Paradeplatz für Hedgefonds und Derivate, fürchtet strikte Regulierungen der Europäischen Union für die bislang unkontrollierte Goldgräber-Branche.

Es gibt keinen Bösewicht mehr

Und die Schweiz? Sie erleidet zwar den schleichenden Tod des Bankkündengeheimnisses. Seit aber der OECD-Kodex zum weltweiten Standard für den internationalen Austausch von Bankkundendaten avanciert und schwar-

ze Listen eine weltweite Ächtung bedeuten, haben Steuerfahnder und Bankinstitute überall auf der Welt plötzlich so etwas wie ein gemeinsames Interesse: nicht deklarierte Gelder, die den Tatbestand der Steuerhinterziehung erfüllen, in einem definierten Prozess in *white money* umzuwandeln. Die Bank hat ein Interesse daran, weil dieser globale Trend unumkehrbar ist; die Steuerfahnder haben ein Interesse daran, weil dadurch bislang versteckte Gelder sichtbar werden und besteuert werden können. Angesichts dieser Entwicklung sitzen plötzlich alle wieder im gleichen Boot, ein einzelner, international isolierbarer Bösewicht existiert praktisch nicht mehr. Dies eröffnet für das Private Banking in der Schweiz neue Perspektiven. Nicht mehr die Verteidigung des Bankgeheimnisses um jeden Preis ist heute angesagt, sondern diesen Prozess hin zum weissen Geld aktiv zu gestalten und den Schutz der Privatsphäre auch in Zukunft zu gewährleisten. Daraus ergibt sich für den traditionellen Schweizer Finanzplatz ein erstes Gebot der Stunde:

— Die sogenannte Abgeltungssteuer für Vermögen auf Schweizer Bankkonten muss kommen. Im Gegenzug wird der automatische Transfer von Kundendaten zu Steuerfahndern im Ausland vermieden, die Privatsphäre wird gewahrt. Bei der Schweizerischen Bankiervereinigung zeigt man sich jedenfalls offen für eine derartige Lösung.

Und dort, wo infolge Steuerbetrugs die Amtshilfe zur Anwendung kommen muss, sind klare Regeln einzuhalten:

— Es muss ein begründeter Verdacht vorliegen sowie der Name eines mutmasslichen Sünders und einer Bank. Und es müssen vor allem klare Fristen definiert sein, in denen einem Gesuch stattzugeben ist.

Auch in der Innensicht hat der Schweizer Finanzplatz auch dank der Krise gute Chancen. Im Gegensatz zum Ausland mussten hierzulande keine leckgeschlagenen Banken verstaatlicht werden. Die Credit Suisse als zweitgrösste Bank kam ohne staatliche Hilfe über die Runden und schreibt bereits wieder Milliarden Gewinne. Die UBS als die am stärksten in Mitleidenschaft gezogene Bank kämpft sich Stück für Stück auf den Erfolgspfad zurück. Bei Lichte besehen, besteht nur eine Gefahr: dass die staatlichen Regulierer, die naturgemäss stets *ex post* agieren, zu stark aktiv werden. Denn regulieren wollen heute alle alles: Regierung, Aufsichtsbehörden und Politiker wollen Eigenmittel, Einlagen, Boni der Banker regulieren – «ein Regulierungs-Tsunami», wie es ein Insider ausdrückt. Wie hiess es doch im seinerzeitigen Masterplan so schön klar und einfach – und was vor der Krise galt, soll nach der Krise nicht vergessen gehen:

— effiziente und marktorientierte Regulierung und Aufsicht von höchster Qualität mit internationaler Anerkennung.

Im besagten Papier warben die wichtigsten Vertreter des Schweizer Finanzplatzes auch um den Ausbau von alternativen Anlagen wie Hedge-Funds und Funds-of-Funds, «ein Potenzial», das die Schweiz «nicht ausschöpft», wie es damals hiess. Auch hier hilft die Krise.

Flucht aus Europa

Zu den aussichtsreichen Sparten auf dem Finanzplatz Schweiz gehören Hedge-Funds. Soll das Wachstumspotenzial realisiert werden, müssten sich Politiker allerdings zu den hochspekulativen Anlagen bekennen und Hindernisse aus dem Weg räumen. Doch Hedge-Funds haftet ein schlechter Ruf an. Sie seien, heisst es, ein Hort von «Heuschrecken». Skepsis und Ablehnung bremsen die Politik ab. Hedge-Funds wurden zudem im vergan-



Gefahr für die City: Bürgermeister Johnson.

genen Jahr für die Finanzkrise verantwortlich gemacht.

Ungeduldig warten Hedge-Fund-Lobbyisten jetzt aber auf eine Antwort der Politik: Will sich der Finanzplatz Schweiz als Hedge-Fund-Land positionieren und profilieren?

Dass Hedge-Funds umstritten sind, kommt nicht von ungefähr. Deren Funktionsweise ist für Laien schwer verständlich. Bei den komplexen Anlagevehikeln wird das Kapital häufig umgeschichtet, und sie setzen auf schwer fassbare Instrumente wie Termingeschäfte, Leerverkäufe oder kreditfinanzierte Aktiendeals. Im Gegensatz zu Aktien- oder Obligationenfonds dürfen die Vehikel alle Möglichkeiten nutzen, die der Markt bietet. Um den Traum vom schnellen Geld zu realisieren, spekulieren die Finanzexperten zum Beispiel auf fallende Kurse, wenn die Aktiennotierungen steigen. Hedge-Funds sind riskant und nichts für

Kleinanleger. Ein Teil der Ungewissheiten kann aber abgefangen werden, indem Anteile von mehreren Hedge-Funds unter einem Dach zusammengefasst werden. Banker sprechen bei dieser Art von Risikoausgleich von einem «Fund of Hedge-Funds».

Bei Letzteren ist die Schweiz eine grosse Nummer. 30 Prozent der weltweit existierenden sogenannten «Dach-Hedge-Funds» werden von der Schweiz aus betreut. Fünf der zehn grössten Funds-of-Hedge-Funds sind in der Schweiz beheimatet. Viele Schweizer «Dachfonds» werden als globale Leader betrachtet. Auch bei den Hedge-Funds ist der Finanzplatz Schweiz prominent vertreten. Innerhalb Europas ist die Schweiz nach London die Nummer zwei. London hat zwar einen deutlich höheren Anteil, aber die Hedge-Funds-Industrie wächst in der Schweiz derzeit schneller als im übrigen Europa.

London verleidet den Managern

Gerade in den vergangenen Monaten hat die relative Attraktivität des Finanzplatzes Schweiz für Hedge-Funds zugenommen. Weil in Grossbritannien die Steuern stark angehoben wurden und neue EU-Richtlinien die bisherigen Freiheiten der Hedge-Funds einschränken könnten, wollen britische Fundmanager ins Ausland ausweichen. Manager, die mehr als umgerechnet 250 000 Franken verdienen, müssen fortan die Hälfte ihres Einkommens dem Steueramt abliefern. Doch London verleidet ihnen nicht nur aus finanziellen Gründen. Brüssels Bürokraten wollen Manager (nicht aber die Fonds) stärker beaufsichtigen als bisher. Wer mehr als 100 Millionen Euro verwaltet, wird eine Zulassung beantragen müssen. Hedge-Fund-Manager haben dann über Risiken und Renditen Rechenschaft abzulegen und transparent zu machen, wie viel Fremdkapital sie einsetzen. Bereits erheben sich Stimmen in der City, die befürchten, dass nach den Hedge-Fund-Managern auch die Investmentbanker aus Furcht vor neuen EU-Richtlinien das Weite suchen könnten.

Der Bürgermeister von London, Boris Johnson, hat die Gefahr für seine City erkannt. Die Kombination von höheren Steuern und restriktiven EU-Vorschriften sei die grösste Gefahr für die Stellung Londons als wichtiges Finanzzentrum. Länder wie die Schweiz könnten künftig Geschäfte und Jobs anlocken, die sonst in der EU bleiben würden. Das zumindest meint der Londoner Finanzmarktspezialist von Bloomberg, Matthew Lynn. Derzeit sind es zwar erst ein paar Fonds, die London verlassen haben und in die Schweiz gekommen sind. Dazu gehören Amplitude Capital, Brevan Howard oder Aisling. In den nächsten zwei Jahren würden aber 20 Prozent der Hedge-Fund-Manager London verlassen, sagt ein britischer Hedge-Fund-Spezialist: «Viele werden in die Schweiz gehen. Denn dort gibt es bereits einen Klub.»

War da was?

Die vor Jahresfrist zur grossen Depression hochgedeutete Wirtschaftskrise erweist sich, vorerst, als weit harmloser.

Die Schweiz behauptet sich hervorragend. Von Pierre Heumann

Seit Monaten sprechen alle von der Krise. Und zwar dermassen besorgt, dass man meinen könnte: So schlecht ging es uns schon lange nicht mehr.

Doch nichts da. «Die verbale Kommunikation und die nackten Zahlen klaffen zum Teil weit auseinander», sagt CS-Chefökonom Martin Neff. Das Klagen findet auf einem hohen Niveau statt. Denn am Ende des zweiten Quartals 2009 gab es gleich viel Beschäftigte wie im Durchschnitt des Vorjahres: knapp 4,5 Millionen Männer und Frauen, Schweizer und Ausländer. Das ist mehr als in den vorangehenden Boomjahren. Es gibt heute also nicht weniger, sondern mehr Stellen.

Krise? Da müssten bei Migros, der Nummer eins im Detailhandel, längst die Umsätze weggebrochen sein. Doch Migros erwartet für dieses Jahr ein Umsatzplus von einem Prozent – bescheiden zwar, aber immerhin. Weil aber alle von «der Krise» sprechen, sind die Konsumenten verunsichert. Kunden würden bei ihren Einkäufen vermehrt auf günstigere Produkte zurückgreifen, sagt Migros-Mediensprecherin Monika Weibel. Die Verkäufe übers ganze Sortiment bezeichnet sie als «nach wie vor gut. Wir spüren die Krise nicht.» Bei M-Electronics liege die Umsatzentwicklung sogar über dem Vorjahr. Auf Urlaub verzichtet man nicht – doch Hotelplan-Kunden gehen «weniger lang und weniger weit in die Ferien. Sie schauen bewusster auf ihr Ferienbudget.»

Krise? Gäbe es sie, müsste die Nachfrage nach Energie eingebrochen sein. Aber die Erdölvereinigung stellt beim Absatz von Diesel und Heizöl «keinen nachhaltigen Einbruch» fest. Das ist aufschlussreich, weil Diesel grösstenteils im Transport und im Baugewerbe verwendet wird, mithin ein Konjunkturindikator ist. Würde uns die Krise heimsuchen, wären die Beizen leer. Die Preise für Häuser würden implodieren. Aber die Restaurants haben Kundenschaft, und am Immobilienmarkt macht sich zwischen Genf und St. Gallen kein Preissturz bemerkbar.

Klar, die fetten Jahre sind fürs Erste vorbei. Firmen, die ihre Produkte ins Ausland verkaufen, müssen teilweise empfindliche Abstriche hinnehmen. Denn die weltwei-



These stimmt: Weltwoche-Cover, Herbst 2008.

ten Handelsvolumen sind im letzten Winter um rund 40 Prozent eingebrochen. Die Industrieproduktion in den wichtigsten Ländern ging um 15 bis 30 Prozent zurück. Das spüren alle, die ihr Geld im Ausland verdienen – zum Beispiel eine Firma wie Swiss Steel. Deren Export ist in den ersten sechs Monaten um 50 Prozent eingebrochen – ein Resultat der globalen Krise in der Automobil-, Maschinen- und Apparateindustrie. Umsatzverluste registrieren auch Uhrenfirmen, Textilbetriebe und die Maschinenbranche – also alle, die auf Ge-
deih und Verderb von den Auslandsmärkten abhängig sind.

Vorteil: Unabhängige Geldpolitik

Allein, die Binnenkonjunktur bleibt robust. Den Exportschock fangen tiefe Zinsen auf, aber auch die bis Februar anhaltend starke Einwanderung, die den Konsum im Inland belebt hat. Die kriselnde Auslandskonjunktur schlug nicht voll auf den Schweizerischen Arbeitsmarkt durch, weil viele Firmen mit dem Abbau von Überstunden und mit Kurzarbeit den Schock teilweise abfederten – zumindest teilweise.

Die Arbeitslosenquote ist in den vergangenen Monaten zwar gestiegen. Angesichts des hohen Lebensstandards und der im internationalen Vergleich immer noch tiefen Arbeitslosenquote könne man allerdings nicht von einer

Krise sprechen, sagt CS-Chefökonom Neff. Die aktuelle Zahl von 154 000 Arbeitslosen (September 2009) ist nicht dramatisch hoch. In den neunziger Jahren waren zeitweise mehr als 200 000 Arbeitslose gemeldet.

Im internationalen Vergleich der Arbeitslosigkeit schneidet die Schweiz ebenfalls gut ab. Die Quote steigt zwar und liegt derzeit bei 3,9 Prozent. Andere Länder sind schlimmer dran. 7,6 Prozent sind es in Deutschland, 9,8 Prozent in Frankreich, 9,4 Prozent in den USA und in der Euro-Zone durchschnittlich 9,3 Prozent.

Die Rezession ist auch im historischen Vergleich nicht dramatisch, das Wort Depression also fehlt am Platz. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) rechnet für 2009 mit einem BIP-Rückgang von 1,7 Prozent. Während der Ölkrise in den siebziger Jahren sank das Bruttosozialprodukt um 7 Prozent, während des Ersten und Zweiten Weltkriegs um 3 bis 5 Prozent.

Dass die Schweiz von der globalen Krise kaum mehr als einen Klacks abbekommt, ist auf mehrere Gründe zurückzuführen. Es gab hier, anders als etwa in den USA oder in Grossbritannien, keine Übertreibungen auf dem Immobilienmarkt. Die Hochpreisin-
seln am Zürichsee oder in der Region Genf sind Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Robust gegenüber dem globalen Einbruch war die Schweiz auch wegen Branchen wie der Pharma- oder Nahrungsmittelindustrie, die sich als konjunkturresistent erweisen. Dem Finanzplatz kam zugute, dass sich die Probleme der Grossbanken vor allem im Ausland auswirkten. Positiv war zudem, dass die Notenbank eine unabhängige Zins- und Wechselkurspolitik verfolgen kann. Sie sorgte dafür, dass sich der Franken gegenüber dem Euro nicht zu stark aufwertete.

Der Bundesrat beschloss zwar Konjunkturpakete gegen die vermeintliche Krise. Aber sie machen bloss rund 0,7 Prozent des Sozialproduktes aus. Verteilt über zwei bis drei Jahre, treibt dieser Aktivismus die Staatsquote nicht in die Höhe. In den USA nähert sich die Staatsquote der 46-Prozent-Marke (zum Vergleich 2000: 34 Prozent), Deutschland rechnet fürs nächste Jahr mit 49 Prozent. Eine Erhöhung der Steuerlast wird sich kaum vermeiden lassen, um die Schulden abzubauen.

Die Staatsquote ist zwar in den letzten zwei Jahren auch in der Schweiz gestiegen und liegt jetzt bei rund 35 Prozent. Doch der Anteil der Staatsausgaben am Sozialprodukt ist noch tief genug, um Managern und Investoren die Luft für den kommenden Aufschwung nicht abzuschneiden.

Der Finanzplatz Schweiz bietet sich den Fonds gleich mit mehreren Städten an. Auf der Hedge-Funds-Karte Helvetiens findet man neben Zürich vor allem Pfäffikon SZ, Zug, Genf und Nyon sowie Lugano.

Steuersätze sind entscheidend

Da die Geldjongleure oft sechsstelligen Einkommen beziehen, fällt die Steuerhöhe ins Gewicht. «Bei uns ist der tiefe Steuersatz attraktiv», sagt zum Beispiel Josef Gisler von der Steuerverwaltung im schwyzerischen Pfäffikon: Im Bezirk Höfe beträgt er für juristische Personen ab Januar lediglich 4,9 Prozent. Was Wunder, dass die Kleinstadt am Zürichsee für Hedge-Fund-Manager attraktiv ist. «Die Anfragen an die Steuerverwaltung haben in den vergangenen Monaten zugenommen», sagt Gisler. Doch das ist wohl lediglich die Spitze des Eisbergs. Denn nicht jeder, der sich niederlassen will, kommt zuvor beim Steueramt vorbei.

Zumal nicht nur die Höhe der Rechnung des Finanzamtes den Entscheid beeinflusst. Wichtig sei auch die Existenz eines «Clusters». In Pfäffikon sind bereits Hedge-Funds von Rang und Namen vertreten – zum Beispiel Man Investments, einer der weltweit grössten Fonds, LGT oder Horizon.

Doch Hedge-Funds und deren Manager finden in der Schweiz nicht nur paradiesische Zu-

stände. Fondsmanager drängen deshalb auf eine Reihe von Massnahmen, um die Attraktivität von Genf bis Pfäffikon weiter zu verbessern:

— Die Verrechnungssteuer auf den Fondsausschüttungen sowie die Stempel- und Umsatzsteuer gehören abgeschafft: «Sie sind ein Killer», wettet ein Revisor, der sich auf Hedge-Funds spezialisiert hat.

— Ein zusätzlicher Handlungsbedarf besteht bei den performanceabhängigen Gebühren, den sogenannten *performance fees*. In der Schweiz werden sie einerseits als Unternehmensgewinnsteuer taxiert und zusätzlich als Einkommenssteuer.

— Die Rechtssicherheit bei der Einkommenssteuer ist nicht in allen Kantonen gewährleistet. Ausgerechnet in Zürich, dem Finanzplatz, ist es schwierig, bei Beginn des Steuerjahres eine verbindliche Mitteilung zu erhalten, wie die steuerliche Behandlung aussehen wird. Andere Kantone sind da effizienter und kundenfreundlicher: In Schwyz oder Zug erhalten Interessenten das *ruling* der Steuerverwaltung bereits nach ein paar Stunden. Hedge-Fund-Lobbyisten fordern eine fairere Behandlung der grenzüberschreitenden Transfers von Ausscheidungen.

— Bern sollte sich dafür einsetzen, dass die angekündigten EU-Richtlinien bei Hedge-Funds nicht zu einer Diskriminierung von Schweizer

Fonds führen. Laut Entwurf wären Pensionskassen in der EU gezwungen, mit Hedge-Fund-Managern aus der EU zusammenzuarbeiten. Dadurch entgingen der Schweiz lukrative Geschäfte.

Ein künftiger Wachstumsmarkt in der Schweiz könnte gemäss gutinformierten Kreisen auch das internationale Investmentbanking sein. Hier allerdings ist ein Dienstleistungsabkommen mit der EU erforderlich, damit die Schweiz als Standort ihre volle Attraktivität ausspielen kann. Was Brüssel für den Vertrag verlangen wird, ist absehbar. Die Schweiz wird unter Druck kommen, den automatischen Informationsaustausch bei Bankkunden zuzulassen. Wird man bereit sein, diesen Preis zu bezahlen?

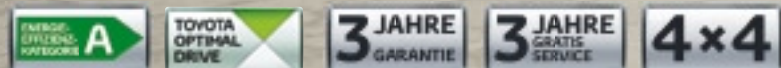
Fazit: Die klassische Schweizer Standortpolitik muss gegenüber der EU verschärft werden. Unsere Trümpfe sind niedrige Steuern, mehr Freiheit, politische Unabhängigkeit und, vielleicht, die Möglichkeit, auch in der EU unsere Dienstleistungen anzubieten. Eine Freihandelsunion müsste derlei zulassen.

Lesen Sie nächste Woche: Wie die Schweiz ihre Steuern senken muss, um noch mehr Firmen anzulocken.

Der neue RAV4 Executive. Business Class zum Economy Preis.



RAV4 2.0 Linea Terra schon ab Fr. 34'800.-*, abgebildetes Modell RAV4 Executive 2.0 ab Fr. 41'900.-*



rav4.ch

Komfortable Kabine und grosszügiger Frachtraum: der neue RAV4 Executive mit Lederausstattung.

Business Class für mehr Fahrspass

- Viel Platz für 5 Passagiere mit Gepäck
- Integrated Active Drive System koordiniert alle elektronischen Fahrhilfen (Lenkung, Stabilitätskontrolle und 4 x 4)
- Navigationssystem mit Touchscreen inkl. Rückfahrkamera und Bluetooth®-System (optional)

Business Class für Ihre Sicherheit

- 5 Sterne beim Euro-NCAP-Sicherheitstest
- Bis zu 7 Airbags

Business Class für die Umwelt

- Mehr Leistung, weniger Verbrauch dank der neuen Motortechnologie Toyota Optimal Drive

Jetzt testen und profitieren:

RAV4 Executive ab Fr. 41'900.-*

Mehrausstattung

- Lederausstattung
- Fahrersitz elektrisch verstellbar
- Smart Entry/Start-System

Wert der Zusatzausstattung	Fr. 3'500.-
Sie bezahlen	Fr. 1'200.-
Sie sparen	Fr. 2'300.-

*Unverbindlicher Nettopreis.



**Today
Tomorrow
Toyota**

«Mach mir einen Pass, du Sau!»

Von Andreas Kunz — Täglich werden die Mitarbeiter des Zürcher Migrationsamtes von Ausländern beschimpft und bedroht. Jetzt verüben auch noch Linke einen Anschlag. Die Politik tut nichts.



Part des Bösewichts: Farbanschlag auf das Migrationsamt.

Die Täter kamen in der Dunkelheit der Nacht. Sie traten die schuss sicheren Scheiben ein, sprayten die Wände voll und warfen rote und schwarze Farbbeutel ans Gebäude. Am nächsten Morgen, dem 21. Oktober, trauten die Mitarbeiter des Zürcher Migrationsamtes ihren Augen nicht. Es war bereits der zweite Anschlag auf ihren Arbeitsplatz innerhalb weniger Monate.

«Unsere Angestellten sind verunsichert und fühlen sich bedroht», sagt Bettina Dangel, Sprecherin des Migrationsamtes. Den nächsten Schreck jagten ihnen die Täter ein, als sie sich zwei Tage später mit ihrer Aktion auf der Internetseite des linken «Mediennetzwerks» Indymedia.org brüsteten. Geheim gehalten hat den Vorfall hingegen die Stadtpolizei Zürich. «Wir wollen diesen Leuten keine Plattform geben», sagt Stapo-Sprecherin Judith Hödl. Das werde auch in anderen Fällen so gehandhabt.

Viel Aufsehen bei den Medien hätte ein Communiqué der Stadtpolizei sowieso nicht verursacht. Dem Anschlag im Juni, als die links-extremen Täter das Migrationsamt zum ersten Mal angegriffen hatten, widmete der *Tages-Anzeiger* eine Randnotiz. Wer damals schon vor dem verwüsteten und mit Holzbrettern notfallmässig geschützten Amt stand, fragte sich unweigerlich, welche Schlagzeilen umgekehrt

wohl Neonazis mit einem Anschlag auf ein Gleichstellungsbüro ausgelöst hätten. An schlechte Presse ist man sich beim Migrationsamt allerdings gewöhnt. In Artikeln über Sans-Papiers, Flüchtlinge oder andere zu kurz gekommene Zuwanderer spielen Direktor Adrian Baumann und seine Mitarbeiter regelmässig den Part des Bösewichts, der die «unmenschlichen» Entscheidungen der Politik durchsetzt. Doch nicht bloss deswegen ist die Arbeit auf dem Zürcher Migrationsamt, wo jede fünfte Aufenthaltsbewilligung des ganzen Landes bearbeitet wird, vielleicht der undankbarste Beamtenjob der Schweiz.

Ungeduldig, fordernd, unverschämt

In einem grossen, anonymen Betongebäude, am unwirtlichen Zürcher Berninaplatz gelegen, müssen die Mitarbeiter von morgens bis abends über menschliche Schicksale entscheiden, anhand von Regeln und Bestimmungen, die sie nicht selber beschlossen haben. Spätestens seit Einführung der Personenfreizügigkeit sind sie auch vom Arbeitsaufwand her chronisch überlastet. Um fünfzig Prozent sei die Zahl der Aufenthaltsgeschäfte seit 2006 angestiegen, sagt Sprecherin Dangel. Jedes Jahr erledigen die rund 140 Angestellten des Zürcher Migrationsamtes durchschnittlich 260 000 Geschäftsfälle. Allein per Telefon

kommen täglich rund 1200 Anfragen, wegen Personalengpässen kann aber nur die Hälfte davon entgegengenommen werden.

Den Zorn der Migranten, die sich über allzu gründliche Aufnahmeverfahren oder lange Wartezeiten beschwerten, bekommen die Telefonisten und Angestellten am Schalter des Amtes direkt zu spüren. «Bedauerlicherweise stellen wir eine sehr ungeduldige, fordernde, oft auch unverschämte Haltung unserer Kunden fest», sagt Dangel. Ein wenig unverblümt äussern sich die betroffenen Beamten. «Von hundert Telefonanfragen, die ich täglich beantworte, werde ich in jedem zweiten Fall beschimpft», sagt eine langjährige Mitarbeiterin. Die Beleidigungen reichen von Ausfälligkeiten («Sauschlampe», «Du frustrierte Nutte») bis hin zu konkreten Drohungen («Du Sau, mach mir einen Pass, oder ich verklage das Migrationsamt und die Schweiz – und mit dir rechne ich dann draussen ab»). Wer in die Telefonate reinhören darf und mitbekommt, wie Migranten oftmals die einfachsten Erklärungen nicht verstehen und stattdessen mit radebrechendem Deutsch ihrem Ärger freien Lauf lassen, versteht auf Anhieb, dass sich die Mitarbeiter aus Angst vor Repressalien schon seit Jahren sowohl am Telefon wie auch in der Korrespondenz nur noch ohne Vornamen melden.

Wenn sich dann aber wie im Jahr 2007 bei 260 000 bearbeiteten Geschäftsfällen 45 Migranten beim Ombudsmann des Kantons Zürich über «unhöfliche» Beamte und «lange Wartezeiten» beschwerten, titelt der *Tages-Anzeiger* gross: «Scharfe Kritik an Migrationsamt». Im Jahr darauf, als die Beschwerden auf 79 gestiegen waren, zeigte sich Ombudsmann Thomas Faesi überrascht von den Auswirkungen des Artikels und sagte der gleichen Zeitung, dass seine Kritik über die «unbefriedigende» Arbeit im Migrationsamt «mehr Migranten dazu bewogen haben könnte, ihren Ärger bei der Ombudsstelle zu deponieren».

Die Naivität und Tatenlosigkeit, mit der Politiker und Medien die Probleme im grössten Schweizer Migrationsamt angehen, stehen für eine aus den Fugen geratene Zuwanderungspolitik. Handeln will hingegen die Stadtpolizei Zürich. «Wir prüfen, ob ein Zusammenhang mit dem ersten Anschlag auf das Migrationsamt besteht, und verfolgen selbstverständlich auch alle Spuren, welche die Täter im Internet hinterlassen», sagt Sprecherin Hödl. Allzu optimistisch, dass die Täter bald gefasst werden könnten, klingt das nicht.

Beim Migrationsamt bereitet man sich auf weitere Anschläge vor. Mit diversen neuen Sicherheitsvorkehrungen, die gegenüber den Medien nicht verraten werden, sollen künftige Übergriffe vermieden und der Schutz der Angestellten gewährleistet werden. ○

Wir denken weiter.

PUBLICIS



An eine Zukunft mit mehr Gesundheit: Die neue FutureLine von ZUG.



Der neue Combi-Steam SL.

Lassen Sie sich Ihre Gesundheit schmecken. Im neuen Combi-Steam SL bleiben mehr Vitamine, Mineralstoffe und Spurenelemente erhalten. Der Combi-Steam SL ist auf Menüs von Meisterköchen programmiert: Mit der einzigartigen GarSensorik kommen gesunde, hervorragend schmeckende Gerichte wie von alleine auf den Tisch. Für eine gesunde Zukunft hilft Ihnen ZUG gerne weiter: www.vzug.ch/futureline



Führend in Küche und Waschraum

Das Elend der Jesuiten

Von Markus Somm – Einst gefürchtet als reaktionäre Eingreiftruppe des Papstes, haben sich die Jesuiten dem Zeitgeist ergeben. Sie wurden links und unwichtig.



Macht verspielt: Sitz der Jesuiten-Zeitschrift *Orientierung* in Zürich Enge.

Die unter katholischen Intellektuellen einst renommierte Zeitschrift der Schweizer Jesuiten – die *Orientierung* – wird auf Ende Jahr eingestellt, wie der *Tages-Anzeiger* berichtet. Es fehlt an Lesern: Von 14 000 Abonnenten sind dem Blatt 4000 geblieben – und es mangelt an jüngeren Journalisten, die die Zeitung übernehmen möchten. Das Durchschnittsalter der heutigen Redaktion, die aus drei Männern besteht, liegt bei siebzig Jahren.

Was auf den ersten Blick wie eine Fussnote für katholische Gourmets wirken mag, ist Teil einer welthistorischen Saga des Niedergangs und der Verirrung. Die Gesellschaft Jesu war rund 400 Jahre lang der mächtigste Orden der Welt. Dem Papst unmittelbar unterstellt, in Rom zu Hause, aber fast überall verbreitet, beherrschten die Jesuiten Könige und Kaiser, steuerten Kriege und bildeten einen wesentlichen Teil der katholischen Eliten aus. Monarchen beichteten bei Jesuiten. Ihren Gegnern, den Liberalen, den Protestanten, den Aufklärern, den Atheisten, waren sie in einem unvorstellbaren Masse verhasst. Man traute ihnen alles zu: Mord, Gift, Manipulation, Gehirnwäsche. Eine Elite der Intelligenz und des Ehrgeizes, schrieben die Jesuiten Weltgeschichte – bis sie in den sechziger Jahren begannen, sich

von sich selbst zu distanzieren. Die gefürchteten Jesuiten wollten auf einmal populäre Jesuiten werden. Ihr Zerfall ist ein Lehrstück.

Es schien den Jesuiten überholt, was sie Jahrhunderte lang ausgezeichnet hatte: Unter dem Eindruck eines linken Zeitgeistes passten sie sich dem vermeintlich Modernen an. Statt sich schwarz zu kleiden wie Priester, trugen manche Patres Jeans und einen dunklen Pullover, in der Überzeugung, es käme nicht auf Äusserlichkeiten wie die Kleidung an, sondern auf die spirituelle Kraft. Hatte ihnen ihr legendärer Gründer Ignatius von Loyola geraten, Frauen nicht zu betreuen, weil dies zu aufwendig sei, musste der Papst sie jetzt tadeln, weil sie sich zu häufig und zu locker mit Frauen abgaben.

Die Jesuiten stellten ihre Kernkompetenz in Frage, die darin bestanden hatte, alles zu bekämpfen, was nicht katholisch war: Ketzer, Protestanten, Nichtchristen. Plötzlich stilisierten sie sich als Champions der Ökumene, der Versöhnung mit allen anderen Kirchen, ja, sie betrachteten jede Religion mit händefaltendem Verständnis. Walzten sie früher als die reaktionäre Prätorianergarde des Papstes alles nieder, was man als Folgen der Französischen Revolution verstand: Demokratie, Aufklärung, aber auch Sozialismus und Kommunismus,

entdeckten sie im Lauf der sechziger Jahre Marx – nicht mehr als Gegner, sondern als verehrten Lehrer. Besonders die Jesuiten, die in Lateinamerika tätig waren, gerieten unter den Einfluss der marxistisch geprägten «Befreiungstheologie», einer Theologie, die faktisch ohne Gott auskommt. Dass evangelikale Kirchen aus Nordamerika seither in Lateinamerika so viele Gläubige gewinnen konnten, hat mit dieser Selbstabschaffung der katholischen Kirche zu tun. Eine Theologie ohne Gott wird zur schlichten Philosophie, die nur Intellektuellen, die den Sprung in den Atheismus nicht schaffen, Freude bereitet. Die Massen lässt sie kalt. In der Dritten Welt wurden die Jesuiten zu «Arbeiterpriestern», ihr Orden gleicht einer NGO.

Auch die schweizerische Zeitschrift *Orientierung* profilierte sich seit den siebziger Jahren als Blatt der Befreiungstheologie. In einer prächtigen Villa in Zürich Enge, deren Wert heute auf sieben Millionen Franken geschätzt wird, schrieben die Patres für die Ärmsten der Armen. Die Leser wandten sich ab.

Bald stiessen die Jesuiten mit dem Papst zusammen, der ahnte, wie gefährlich die Wendung nach links sein könnte: «Die Aufgabe des Priesters», sagte Johannes Paul II., «ist nicht die eines Arztes, eines Sozialarbeiters, Politikers oder Gewerkschafters.» Als Pole, der unter den dortigen Kommunisten gelitten hatte, sah er nicht ein, warum die Jesuiten nur mehr den «Konsumismus» verurteilten, den Kommunismus aber sich einverleibten. Auf den Polen folgte der noch konservativere Deutsche Benedikt XVI. Nach wie vor wogt der Streit zwischen dem Vatikan und der Gesellschaft Jesu, die selbst tief gespalten ist. Die Mitglieder schwinden, die Macht ist verspielt.

Chinesischer Zeitgeist

Ein gewisser Opportunismus war den Jesuiten immer eigen. Sie waren autoritär und flexibel zugleich. Sie lernten von ihren Gegnern. Beeinflusst vom Vorbild der Protestanten, besonders der Calvinisten, setzten sie auf die Bildung der Laien, wenn auch nur einer Elite. Ebenso profilierten sie sich als brillante Wissenschaftler, die sich nicht um die katholischen, zum Teil antiwissenschaftlichen Vorlieben kümmerten. Darwin lasen die Jesuiten mit Genuss, die Bibel seziierten sie mit den Mitteln der modernen Philologie.

Solange sie die Macht der katholischen Kirche ausdehnen konnten, hatten sie wenig Hemmungen. Als sie die Chinesen zu Christen machen wollten, waren sie zu grossen Konzessionen bereit. Bewegliches Christentum: Zum Beispiel taten sich die Chinesen mit der Vorstellung schwer, dass Christus auferstanden sei. Also verschwiegen die Jesuiten in China dieses Detail, das den christlichen Glauben ausmacht. Dem Papst war das zu viel. Er brach die Mission in China ab. ○

Schuld ist die Tote

Von Urs Paul Engeler — Wifag-Desaster: Die Berner Elite windet sich aus der Verantwortung.

Nach der Kritik der *Weltwoche* an den noblen Berner Politikern und Professoren, die den Wifag-Verwaltungsrat gespielt und den Niedergang der Traditionsfirma mitgestaltet haben, reagieren die Herren brillant billig. In einer von der Lokalpresse redaktionell unisono aufbereiteten und publizierten Replik schieben sie die Schuld auf eine Frau, die seit über zwei Jahren tot ist: auf die frühere Besitzerin der jahrzehntelang führenden Druckmaschinenfabrik, Dr. Ursula Wirz. Nicht die aktuelle Firmenleitung, so die Durchsage, sei für das Desaster verantwortlich, das zum Abbau von vorläufig 60 Prozent aller Stellen (390 Arbeitsplätze) geführt habe. Die Wifag habe seit zehn Jahren Verluste gemacht; Ursula Wirz habe dies kaschiert, indem sie Millionen aus ihrem Privatvermögen eingeschossen habe.

Diese in der Sache nicht ganz falsche Behauptung ist faktisch eine Lüge. Wifag-Präsident und alt Ständerat Ulrich Zimmerli (ex SVP) sitzt seit über 14 Jahren im Verwaltungsrat, ebenso sein Professoren-Kollege Hansjürg Mey. Der ehemalige FDP-Generalsekretär Christian Kauter ist seit über 12 Jahren an Bord, Starprofessor Norbert Thom seit 2001, und der frühere CEO und Verwalter des Wirz-Erbes, Götz Stein, gehört seit Menschengedenken zum Kader der Firma. Der Vorwurf der finanziellen Kulissenschieberei trifft so das prominente Quintett zuerst. Sie haben mit vertuscht, Belegschaft und Öffentlichkeit angeschwindelt. Und die Firma schliesslich in den Ruin geführt.

Analysen aus dem Innern der Wifag besagen, dass in den letzten zwei Jahren, als die fünf Räte die Verantwortung zu tragen gehabt hätten, die roten Zahlen «noch einmal dramatisch» angestiegen seien: «Jeder neue Auftrag generiert neue Verluste.» Die Hoffnung, in dieser Situation einen Partner zu finden, sei unrealistisch. Bei einem Verkauf gingen nochmals über 100 Stellen verloren. Das wahrscheinlichste Szenario sei, dass die ehemals so stolze Firma, eine Industriepferle, «die Liquiditätsuntergrenze zweite Hälfte 2010 erreichen wird». Dann wird auf Wifag-Rotationspressen das «Aus» gedruckt.

Immerhin ein Verwaltungsrat, Götz Stein, wollte am 15. Oktober das Debakel eingestehen und zurücktreten. Die andern vier Lokalheiligen nötigten ihn zu bleiben. Sonst wäre selbst in Bern die Frage nach Konsequenzen laut geworden.

Personenkontrolle

Maurer, Fehr, Wyss, Blocher

Die gigantische Informatikkrise, die VBS-Chef Ueli Maurer nun öffentlich gemacht hat, ist intern seit sechs Jahren bekannt. Der zurücktretende Generalstabschef Hans-Ulrich Scherrer übergab seinem Nachfolger **Christophe Keckeis** den brisanten Bericht «Informatik Armee XXI», der auf über hundert Seiten alle Probleme auflistete und zum Schluss kam, dass bei der Armee XXI die Informatik schlicht vergessen ging. Als der Journalist und Buchautor **Beni Gafner** («Armee am Abgrund») im Jahr 2004 das heillose Durcheinander publik machte, reagierte das VBS mit einer Abwehrschlacht: Keckeis und VBS-Chef **Samuel Schmid** kommentierten nichts und lösten kein einziges Problem, sondern hetzten – übrigens auch dies erfolglos – die Bundesanwaltschaft auf Gafner und auf als Informanten verdächtige Beamte. (*upe*)

SP-Nationalrätin **Jacqueline Fehr** äussert sich in einem Newsletter über die Schweizer Bildungspolitik: «Eine neue Studie bestätigt alte Erkenntnis und ist gerade deshalb wichtig: Der Schulerfolg der Kinder hängt mehr von Elternhaus als von der Schule ab. Damit orientiert sich unserem Bildungswesen an der Herkunft der Kinder statt an deren Fähigkeiten und stellt die Chancengleichheit in Frage.» Der Text bestätigt alte Erkenntnisse und ist gerade deshalb wichtig: Wer als Kind in einem kurzen Text vier Rechtschreibfehler macht, muss am Mittwochnachmittag nachsitzen. Wer als Erwachsener in einem kurzen Text noch immer vier Fehler macht, darf sich Bildungspolitiker nennen. (*aku*)

Einen Erfolg erzielte am vergangenen Wochenende SP-Fraktionschefin **Ursula Wyss** in der TV-Sendung «Samschtig-Jass» mit **Monika Fasnacht** («Endlich kommt mal jemand von der SP zu uns. Jahrelang habt ihr alle Anfragen abgesagt!»). Wyss jasste – und siegte. Sichtlich wohl fühlte sich die Jasskönigin beim traditionell bürgerlichen Sport aber nicht. Ein Tipp: Lockerheit und Freude kommen beim Jassen mit Rössli-Stumpfen und Kafi Schnaps. (*aku*)

Für seine Herbstferien wählte alt Bundesrat **Christoph Blocher** ein ungewöhnliches Ziel. Wie er auf Teleblocher erzählte, habe er 14 Tage als Mitglied einer Wandergruppe in Nordkorea verbracht. Er habe sich sein Leben lang für Länder interessiert, in die man nicht hineinkomme, sagte Blocher. Zuerst wollte er das Land inkognito bereisen, doch sei dies nicht gelungen. Für ein Essen mit dem nordkoreanischen Aussenministerium und Handelsministerium habe er sich darum von der Wandergruppe kurzerhand abgekoppelt. (*aku*)

Charaktervoll und
einzigartig – aus
dem Schaffhauser
Blauburgunderland!



Urs Schweingruber, VOLG Weinkellereien: «Pinot Noir aus der Reblage Chilcheweg. Weicher Auftakt, voluminöser, gut strukturierter Mittelteil und lang anhaltender Abgang.» CHF 16.50 (75 cl) www.volgweine.ch



Europa sucht seinen Präsidenten

Von Hansrudolf Kamer — Die EU strebt nach mehr Glanz auf der Weltbühne. Ein Präsident soll gefunden werden. Gegen den früheren britischen Premier Tony Blair wird bereits eifrig intrigiert.



Festredner und Frühstücksdirektor: Tony Blair.

Die Europäische Union ist auf der Suche nach einem Präsidenten. Nicht, dass dieser offen gewählt würde wie in Frankreich oder in Amerika. Er wird bestimmt in einem undurchsichtigen Auswahlverfahren, wenn der Lissabon-Vertrag dereinst über alle Hürden ist. Einmal ernannt, soll er die EU repräsentieren, auf gleicher Augenhöhe mit den Grossen dieser Welt am Tisch sitzen – mit den Amerikanern, Chinesen, Russen, vielleicht auch den Japanern, womöglich den Indern. Wer zum Klub gehört, ist nicht ganz klar. Der neue Präsident soll die globale Rolle verkörpern, von der Europa seit dem Ende des Kalten Krieges träumt.

Bisher hat sich die Europäische Union mit der halbjährlich rotierenden Ratspräsidentschaft beholfen, was eigentlich ganz gut funktioniert. Das System entlarvte jedenfalls den Mythos als falsch, dass die Grossen besser sind als die Kleinen. Weder die beiden stotternden Lokomotiven Deutschland und Frankreich brillierten in dieser Führungsrolle noch die übrigen grossen Mitgliedstaaten wie Britannien und Spanien. Doch im Medienzeitalter will man bekannte Namen. Wenn ein Luxemburger, den niemand kennt, mit Hu Jintao konferiert, wird das als Missverhältnis empfunden. Schein ist Teil des Seins in der grossen Politik.

Wer soll es nun sein? Tony Blair oder einer der üblichen Euro-Zwerge, wie sie in der britischen Presse ungnädig bezeichnet werden? Viel konkrete Macht hat der künftige Präsident Europas nicht. Er muss nach aussen ansehnlich repräsentieren und nach innen etwas mehr Kontinuität sichern können als bisher.

Goebbels' Anti-Blair-Papier

Auf Tony Blair passt die *job description* wie kaum auf einen andern. Er hat einen bekannten Namen, auch Erfahrung im Übermass. Er kann reden – sehr gut sogar und viel besser als der gegenwärtige Chef-Orator in Washington. Er kommt politisch von links und bewegt sich nach rechts. Er weiss, wie man Wahlen gewinnt und Rivalen auf Distanz hält. «He wouldn't rock the boat» – er würde die EU im gegenwärtigen Fahrwasser weiter dahingleiten lassen. Von ihm sind keine Überraschungen zu gewärtigen, auch keine Sonderleistungen zu erwarten. Als Nahost-Emissär hat er wenig bis gar nichts zustande gebracht. Sein Einstehen für den Irakkrieg ist Schnee von gestern. Er wäre die ideale Wahl, ein blendender Festredner und agiler Frühstücksdirektor in einem.

Doch Blair ist Engländer – und das geht für die Integrationisten zu weit. Im EU-Parlament hat ein luxemburgischer Sozialist mit dem

schönen Namen Goebbels ein Anti-Blair-Papier aufgelegt, das den Abgeordneten zur Unterschrift vorliegt. Darin wird verlangt, der neue Präsident müsse einer sein, mit dem sich die Völker Europas identifizieren könnten. Bedingungen werden genannt, die spezifisch jeden Briten ausschliessen: Der Anwärter müsse die Fähigkeit besitzen, die EU zu einer «immer engeren Union der Völker Europas» zu führen, aus einem Mitgliedstaat kommen, der den Euro eingeführt habe oder dies demnächst tun werde, der dem Schengen-Raum angehöre oder ihm beitreten wolle und die Charta der Grundrechte der EU auf seinem Territorium anerkenne. Das alles tun die Briten nicht.

Also Blair nicht – wer dann? Die deutsche Bundeskanzlerin Merkel soll Wolfgang Schäussel favorisieren, den ehemaligen österreichischen Bundeskanzler. Schäussel ist bekennender Europäer im Sinne der EU, war ein Regierungschef mit achtbarem Leistungsausweis. Weiter: Jean-Claude Juncker, Luxemburgs Premierminister und EU-Insider seit Jahren. Er stand offenbar an der Spitze der französischen Favoritenliste, bis er durch die Finanzkrise entzaubert wurde. Im Gespräch sind andere Ehemalige – der Belgier Guy Verhofstadt, der Finne Paavo Lipponen, die Irin Mary Robinson. Doch entsprechen sie der Zielvorstellung, dass der EU zu mehr Weltgeltung verholfen werden soll?

Ein Zwerg wäre besser

Die Europäische Union krankt seit langem am Problem, dass sie ihre Rhetorik nicht mit der Realität ihrer Politik in Einklang bringt. Der Lissabon-Vertrag, eine getarnte Version des Verfassungsvertrags, der in zwei Volksabstimmungen gescheitert war, ist eine Fehlkonstruktion. Das Beste, was man über ihn sagen kann, ist, dass er im Gegensatz zu früheren Vertragsrevisionen den nächsten Schritt zur Weiterentwicklung der EU nicht nennt. Verfehlt werden jedoch die Ziele, die 2001 formuliert wurden: Vereinfachung der Regeln, Subsidiarität, klare Aufteilung der Kompetenzen zwischen Zentrum und Mitgliedstaaten, mehr Transparenz und Bürgernähe. Davon bleibt die EU weit entfernt. Bis diese Ziele näher rücken, ist es vielleicht besser, wenn ein «Zwerg» den grandiosen Titel eines Präsidenten Europas trägt. Es wäre ehrlicher.



Hansrudolf Kamer

Dr. phil., Experte für internationale Sicherheitspolitik. Ehemals Korrespondent in Stockholm, Jerusalem, Moskau und Washington sowie Auslandchef und stellvertretender Chefredaktor der NZZ.



numéro 10

LES ESSENTIELS DE LA PETITE ARVINE

Petite Arvine AOC Valais – der Weisswein des 21. Jahrhunderts

Lokal-News, die Sie nicht verpassen wollen.

✕ Zwillinge in Auto entbunden.

✕ Gemeinde bewilligt Bau von Kreisel.

✕ Hausfrau stellt Enkelbetrüger.

✕ Schulpflege im Amt bestätigt.

✕ Entlaufenes Lama bespuckt Wanderer.

✕ B-Junioren gewinnen 3:0.

✕ Betrunken im Baumhaus übernachtet.

Das 20 Minuten Lokalportal informiert Sie aktuell über Ihre Region. Veranstaltungen, Vereinsinformationen, Sportresultate, Kinos und Nachrichten. Damit Sie wissen, was in Ihrer Umgebung läuft. www.20minuten.ch



Süsses Gift

Von Silvio Borner — Die SP setzt sich vehement für teuren Strom aus Alternativenergien ein. Damit widerspricht sie ihren eigenen Interessen – und denen von Konsumenten und Arbeitnehmern.

Als Kolumnist und erst noch Professor ist man versucht, alles (besser) wissen zu müssen und die wehrlose Leserschaft von oben herab zu belehren. Diesmal schreibe ich jedoch über etwas, was ich einfach nicht verstehe.

Ökonomen gehen davon aus, dass die Menschen ihre eigenen Interessen verfolgen. Politische Ökonomen übertragen diese Sichtweise auf Gruppen, die man deswegen ja auch Interessengruppen nennt. Menschen mit gleichen Freizeitvorlieben bilden Kaninchenzüchtervereine oder Tennisklubs. Menschen mit ähnlichen wirtschaftlichen und politischen Interessen bilden entsprechende Verbände oder Parteien. Fast jede Berufsgruppe, jedes Gewerbe oder jede Branche hat ihren Verband, um für die gemeinsamen Interessen politisch aktiv zu werden. So wollen die Fahrlehrer mehr vorgeschriebene Fahrstunden, die «Hündeler» eine staatlich verordnete Anleitung zum lizenzierten Hundehalter, die Sozialpädagogen oder Kleinkinderbetreuer eine analoge Zertifizierung zum Kinderhüten, die Garagisten möglichst häufige Abgaskontrollen, die Kaminfeger jährliche Kaminreinigungen.

Vordergründig geht es diesen Gruppen natürlich nicht um Sonderinteressen oder um eigene Portemonnaie, sondern nur um das Wohl der Kaninchen, der Kinder, der Umwelt. Doch ein berühmtes Sprichwort lautet: «Where

you stand depends upon where you sit.» Wo man bei einer Frage politisch steht, hängt davon ab, auf welchem Stuhl man sitzt.

Nun ist es eine beliebte Beschäftigung moralisierender Kommentatoren, die Interessenbindung von Verbandsexponenten oder anderen Interessenvertretern mit hochgehobenem Mahnfinger zu verurteilen. Daraus leitet sich die Forderung ab, doch bitte nur noch das Allgemeininteresse im Auge zu behalten und nicht dauernd selbstüchtig auf die schnöden Partikularinteressen zu schießen. Das ist ziemlich naiv und lebensfremd, denn schliesslich sind ja die Interessenvertreter dafür bezahlt und, wenn sie in Parlamenten sitzen, auch dafür gewählt. Legendär ist etwa die krasse Übervertretung von Landwirtschaftsinteressen im eidgenössischen Parlament.

Woher sollen die Arbeitsplätze kommen?

Dass Interessengruppen ihre Interessen durchzudrücken versuchen, ist nur normal. Dass sie dies mit ökologischen, sozialen oder ethischen Etiketten möglichst zu verschleiern oder zu verwedeln suchen, ebenso. Was aber, wenn eine Partei Vorschläge lanciert, die ihren erklärten Interessen zuwiderlaufen? Dann stehen wir vor einem Rätsel. Ein solches ist die angekündigte Initiative zur Förderung der Alternativenergien durch die SP Schweiz, die

(angeblich) seit Jahrzehnten Arbeitnehmerinteressen und allenfalls auch Konsumenteninteressen vertritt. Die von der SP portierte Initiative untergräbt nämlich genau diese Arbeitnehmer- und Konsumenteninteressen.

Eine massive Förderung der Alternativenergien soll Zehntausende von neuen Arbeitsplätzen hervorzaubern. Dass die Spengler und Dachdecker von der Montage von Solardächern profitieren, ist offensichtlich, ebenso die Bauern von Biotreibstoffen oder die Windrädhersteller und -betreiber von absurd hohen Einspeisevergütungen. Aber woher sollen all die neuen und wohl auch sehr gut bezahlten Arbeitsplätze kommen?

Rettung vor dem Klimakollaps

Der Ökonom kann sich weder einen Reim darauf machen noch irgendwelche Sonderinteressen entdecken. Ein Gedankenspiel illustriert dieses Unverständnis. Man könnte ja in allen Fitnesscentern die von Menschen angetriebenen Maschinen mit Generatoren versehen, den erzeugten Strom ins Netz einspeisen, viele Haushalte mit Elektrizität versorgen und erst noch Arbeitsplätze in Hülle und Fülle schaffen. Da diese Geräte oft unbenutzt herumstehen, könnte man Leute dafür einstellen und bezahlen.

Warum kommt niemand auf eine solche Idee? Weil es viel zu teuer wäre, natürlich. So teuer, dass die damit verbundenen Steuererhöhungen einerseits und Strompreiserhöhungen andererseits das x-Fache an Arbeitsplätzen vernichten würden.

Diese Situation ist in Spanien oder Deutschland schon eingetreten, da jeder künstlich geschaffene Arbeitsplatz im Alternativenergiesektor Hunderttausende von Franken kostet. Teure Energie ist Gift für die Arbeitsplätze, genauso wie teures Kapital. Deshalb sind die Sozialisten und Gewerkschafter immer für tiefe Zinsen. Warum sie sich für teuren Strom einsetzen, will mir nicht in den Kopf, zumal auch die Konsumenten darunter zu leiden hätten. Dass Grüne dafür sind, ist hingegen verständlich; sie glauben an die Rettung vor dem Klimakollaps durch Solarenergie. Dass auch das Gewerbe dafür ist, leuchtet ebenfalls ein, weil es unter dem Strich Gewinn daraus zieht.

Bereits profitieren grosse Kreise vom süssen Gift der Subventionen, von Steuerprivilegien oder langfristigen Garantien. Der Facharbeiter in der Exportindustrie hingegen gehört zu den sicheren Verlierern – und der Konsument sowieso.



Ohne ersichtliches Eigeninteresse: SP-Präsident Levrat.



Silvio Borner ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.

Matt Damon

In seinem neuen Film «The Informant!» spielt er einen notorischen Lügner, der sowohl seine Arbeitskollegen wie das FBI an der Nase herumführt. Hollywood, sagt er, sei eine gute Schule für Lügner.



«Diese Irakfilme verkaufen sich nicht so gut»: Schauspieler Damon.

Mister Damon, wie halten Sie es mit der Wahrheit?

Ich lüge nie! Im Ernst: Meine Mutter hat mich und meinen Bruder ziemlich streng erzogen, was das angeht. Ich habe mich deshalb als Kind nicht getraut, grosse Lügengeschichten zu erfinden.

Haben Sie das Lügen in Hollywood gelernt?

In Hollywood ist es wichtig, ein guter Lügner zu sein. Es vergeht kein Tag, an dem man nicht irgendwelchen Leuten sagen muss, dass man ihre Arbeit toll findet.

Das sieht auch Mark Whitacre so, den Sie in «The Informant!» spielen.

Nein, das glaube ich nicht. Mark ist davon überzeugt, dass die Dinge, die er sagt, wirklich wahr sind. Seine Lügen sind Teil seiner Realität. Wenn man sich mit seinem Leben beschäftigt, dann merkt man sofort,

dass seine Lügnerie bereits da war, bevor er zu arbeiten begann.

Regisseur Steven Soderbergh wollte, dass Sie für die Rolle fünfzehn Kilo zunehmen.

Ich habe Steven zwei Monate vor Beginn der Dreharbeiten gefragt, wie meine Figur aussehen soll. Er antwortete mit einem Wort: aufgedunsen. Es war ihm sehr wichtig, an dieser Figur keine Ecken und Kanten zu sehen, so sollte einfach schwammig sein. Ich habe also zugenommen.

Was war das für eine Erfahrung?

Es war super und erschreckend einfach! Ich habe mich nur von Pizzas, Hamburgern und dunklem Bier ernährt.

Was hat Ihre Frau dazu gesagt?

Es hat sie nicht gestört. Ich habe es unglaublich genossen, mit hängender Wampe durchs Haus zu stolzieren. Es war fantastisch! Wenn man eine Entschuldigung hat und nicht ein-

fach nur faul war, dann kann man sich an einer Wampe sehr freuen.

«The Informant!» ist Ihr fünfter Film mit Soderbergh. Was reizt Sie an der Zusammenarbeit?

Steven ist ein guter Freund und ein unglaublich talentierter Filmmacher. Er wechselt mühelos zwischen Genres. Das finde ich besonders attraktiv, weil ich gerne auch verschiedene Arten von Filmen mache. Ausserdem lerne ich unglaublich viel von ihm.

Inwiefern?

Steven macht alles alleine, er ist Regisseur, Kameramann und Cutter. Er schneidet oft schon am Set in der Kamera. Das heisst, ganz viele Entscheidungen, die er trifft, spielen sich nur in seinem Kopf ab. Darum löchere ich ihn immer wieder mit Fragen, und er gibt geduldig Antwort. Da ich gerne irgendwann selber Regie führen möchte, schätze ich das sehr.

Sie haben vor seinem Tod mit Ihrem Freund und Kollegen Heath Ledger zusammengearbeitet. Was sind Ihre Erinnerungen an ihn?

Ich bin immer noch der Meinung, dass er der beste Schauspieler ist, mit dem ich je zusammengearbeitet habe. Ich weiss sehr viel über die Schauspielerei, und trotzdem kann ich sagen, dass ich nur selten Menschen gesehen habe, die einer Rolle Magie verleihen können. Heath gehört da auf jeden Fall dazu. Er war so voller Leben, und es ist einfach ein unglaublicher Verlust für uns alle. Ich hatte nie das Gefühl, dass er alles gesagt und getan hat, was er sagen und tun wollte.

Die Finanzkrise hat vor der Filmindustrie nicht haltgemacht. Ist es schwieriger, gute, finanzierbare Projekte zu finden?

Ja, es ist im Moment schwierig, Geld für Projekte zu finden. Deshalb hoffe ich, dass «The Informant!» Gewinn einspielt, damit wir weiterhin solche Filme drehen können.

Sie haben aber gerade einen 100-Millionen-Dollar-Film über den Irak mit «Bourne»-Regisseur Paul Greengrass gedreht.

Ja, das Geld haben wir aber vor der Krise zusammengekratzt. Aber auch das war nicht einfach. Das Filmstudio war nicht wirklich glücklich über unsere Themenwahl. Diese Irakfilme, sogar die guten, verkaufen sich nicht so gut.

Matt Damon, 39, gewann als Drehbuchautor von «Good Will Hunting» zusammen mit seinem Jugendfreund Ben Affleck einen Oscar. Die «Bourne»-Trilogie machte ihn zum erfolgreichsten Action-Helden der Gegenwart. Sein neuer Film «The Informant!» kommt am 5. November in die Kinos.

Die Fragen stellte Sarah Elena Schwerzmann.

Für nur 95 Franken unlimitiert in alle Schweizer Netze telefonieren?

Ganz einfach. Mit Sunrise flat relax.

Für nur CHF 95.–* pro Monat telefonieren Sie unlimitiert in alle Schweizer Netze. So können Sie rund um die Uhr sorglos mobil telefonieren und haben dabei die volle Kostenkontrolle. Infos in Ihrem Sunrise center oder unter **sunrise.ch/flat**



* Mit Sunrise flat relax für 12/24 Monate. Zusätzlich verrechnet werden Anrufe ins Ausland oder im Ausland sowie Anrufe auf Spezialnummern oder Mehrwertdienste (z. B. 084x, 090x oder 18xx), SMS, MMS und mobiles Internet. Neukunden, die beim Abschluss eines Sunrise flat relax Abos ein vergünstigtes Handy wünschen, bezahlen CHF 115.– statt CHF 95.– Abogebühr/Monat.

Mörgeli

Mauch, Mord und Minarett

Von Christoph Mörgeli

In der guten alten Zeit Ende vierziger bis mittlere sechziger Jahre regierte die Stadt Zürich noch der liebenswürdige Emil Landolt. Jedermann nannte den überaus populären Stadtpräsidenten einfach «Stapi». Das Motto dieser leutseligen Papa-Gestalt lautete: «Sind lieb miteneand!» Und so waren denn auch fast alle lieb miteinander in der damaligen «Polizischt Wäckerli»-Zeit. Kein Problem, weil sich die Kriminalität in einem monatlichen Töffli-diebstahl und die Ausländerfrage in einigen italienischen Marronibratern erschöpfte.

Landolts gutbürgerliches Zürich-Bild von vorgestern pflegt mittlerweile nur noch seine progressive Amtsnachfolgerin Corine Mauch (SP). In ihrer *Tagblatt*-Kolumne «Persönlich» bekämpfte sie letzte Woche die Minarett-Verbots-Initiative. Originalton: «Die friedvoll gelebte Vielfalt der Kulturen ist ein wichtiger Beitrag zur Lebensqualität Zürichs und macht unsere Stadt zu dem, was sie ist und bleiben soll: eine wunderschöne, tolerante und welt-offene Stadt.»

Dumm nur, was zur selben Zeit der friedvoll gelebten Kulturvielfalt in dieser toleranten, weltoffenen Stadt geschah: Die nach muslimischem Brauch zwangsverheiratete Nasrin R. aus Bangladesch – Ehefrau und Mutter zweier kleiner Kinder – wurde in Zürich Oerlikon auf offener Strasse nach allen Regeln eines muslimischen Ehrenmordes hingerichtet. Die neben dem unermesslichen Leid der Angehörigen anfallenden Kosten für Rechtsprechung, Strafvollzug und Versorgung der Waisen trägt selbstverständlich die weltoffene, tolerante Bevölkerung.

Dumm nur, was zur selben Zeit der friedvoll gelebten Kulturvielfalt in dieser toleranten, weltoffenen Stadt auch noch geschah: Am Neumühlequai, beim Zürcher Hauptbahnhof, wurde ein 27-jähriger Türke nach einem Streit mit einem Messer lebensgefährlich verletzt. Und eine 18-jährige Frau zwecks Diebstahl ihres Handys im Tram Linie 8 auf der Asylstrasse brutal zusammengeschlagen. Und ein Mann an der Langstrasse mit einer Stichwaffe im Bauch verletzt. Und ein 83-jähriger Rentner im Kreis 5 blindgeprügelt. Und die stadtpolizeiliche Präsenz verstärkt, weil Ordnungshüter und Sanitäter zunehmend beschimpft, bespuckt und tätlich angegriffen werden. Nur die blauäugige Stadtpräsidentin Corine Mauch tut so, als lebte sie noch immer dort, wo sie herkommt: im aargauischen Oberlunkhofen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Pommes-frites-Militär

Von Peter Bodenmann — Bauernbürokraten-Logik in der Schweizer Armee: Mehr Geld statt mehr Effizienz.



Freche Bauernkasper: Bundesrätin Leuthard bei der Stiefelattacke in Saignelégier JU.

Doris Leuthard sah noch im letzten Oktober die Krise nicht kommen. Seit einem Jahr unternimmt sie nichts gegen den zu harten Franken. Ihre Mini-Konjunkturpakete wurden dank dem nicht domestizierten rechten Flügel der CVP kastriert. Ohne Gegensteuer wird die Schweiz 2011 bei den nächsten Nationalratswahlen 250 000 Arbeitslose zählen.

Der neue Preisüberwacher wird seit längerem vermisst. Die Wettbewerbskommission war, ist und bleibt ein Kastraten-*Chörli*. Nur der alte Preisüberwacher regt sich auf: Pommes frites sind in der Schweiz dreimal so teuer wie in Deutschland oder Österreich. Schuld daran sind nicht in erster Linie die Kartoffelpreise, sondern die Bauernbürokraten. Sie setzten in Bern zu hohe Zölle durch. Sie kontrollieren die ineffizienten vor- und nachgelagerten Sektoren.

Eines der wenigen vernünftigen Projekte aus dem Hause Doris Leuthard ist der freie Warenverkehr für landwirtschaftliche Produkte mit der EU. Auf einen Schlag würden die Schweizer Haushalte um je 1000 bis 3000 Franken im Jahr entlastet. SP, FDP und die CVP müssten dieses Projekt gegen sinkende Kaufkraft offensiv unterstützen. Stattdessen halten sie sich vornehm zurück.

Anders die Bauern. Sie werfen – um den freien Warenverkehr zu verhindern – dreckige Gummistiefel nach Doris Leuthard. Alle Parteien, die den längst überfälligen Struktur-

wandel wollen, müssten diesen subito mit kräftigeren flankierenden Massnahmen verzuckern. Sonst siegen am Ende – auf Kosten der Konsumenten und der Wirtschaft – die frechen Bauernkasper vom Schläge eines Obersten Caspar Baader, seines Zeichens Fraktionspräsident der SVP und Verwaltungsrat des Pommes-frites-Verteurers Fenaco.

Ueli Maurer war Bauernsekretär. Hier lernte er sein politisches Handwerk. Er ist im Bundesrat der Bauernsekretär geblieben. Mit Hacken und Ösen bekämpft er den freien Warenverkehr. Für die Armee fordert er – wie früher für die Landwirtschaft – mehr Steuergelder. Die Bauern kippen, um Druck zu machen, ihre Milch in den nächsten Gully. Und Maurer will den bürgerlichen Politikern keine Flugis kaufen, wenn sie ihm nicht mehr Geld geben.

Jeder WK-Soldat weiss es: Die Armee – verwaltet seit fünfzehn Jahren durch die SVP – ist das ineffizienteste Unternehmen der Schweiz. Unsere Truppen haben nicht zu wenig Waffen, sondern zu viele. Das VBS hat im Bereich der EDV nicht zu wenig Hard- und Software, sondern zu viel. Mehr Spielzeuge zu kaufen, bringt in der Folge nur noch mehr Kosten.

Wird sich die rurale Pommes-frites-Logik noch verstärkt in und mit der Armee durchsetzen?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die drei medialen Musketiere

Von Kurt W. Zimmermann — Kämpfe nicht gegen Leute, die Tinte in Fässern kaufen. Die alte Regel gilt nicht mehr.

Der Präsident, beleidigt wie so oft, war noch beleidigter als sonst. «Sie können den ganzen Tag das Programm anschauen», klagte Barack Obama, «ohne eine einzige positive Story über mich zu finden.»

Obama beschrieb das Programm von Fox News. Fox ist bei TV-Nachrichten der Marktleader in den USA. Tatsächlich gibt es auf diesem Sender ganze Tage ohne eine einzige positive Story über den amerikanischen Präsidenten.

Das ruft natürlich nach staatlichen Eingriffen. Der beleidigte Obama beschloss darum letzte Woche, Fox zu boykottieren. Interviews gab das Weisse Haus nur noch den Fox-Konkurrenten ABC, CBS, NBC und CNN. Es war ein klassischer Fall von Zensur. Zur Ehre der US-Medien sei gesagt, dass ABC, CBS, NBC und CNN sofort gegen die Diskriminierung ihres Mitbewerbers protestierten.

Barack Obama ist der erste US-Präsident, der Medien auf diese Weise zu unterdrücken versucht. Nicht einmal Richard Nixon, so ist sich die Branche einig, hätte sich das getraut. Auch Nixon hielt sich an die Regel aller US-Präsidenten: «Never pick a fight with people who buy ink by the barrel.»

Obama hielt sich nicht daran und bestätigte damit, was konservative Kommentatoren schon vor seiner Wahl gesagt hatten: Dieser Mann sei nicht der Öffentlichkeit verpflichtet, sondern ein selbstverliebter Egomane.

Von Eitelkeit getrieben

Vor der Wahl wollte das niemand hören, weil es dem Anbetungskult um Obama widersprochen hätte. Die US-Medien waren mit ihrer unkritischen Heiligenverehrung mitverantwortlich für den Kult. Wenn ein Sender nun wieder zur journalistischen Normalität zurückfindet, lässt Obama ausrichten, Fox News sei «nicht wirklich ein Nachrichtensender». Wirkliche Nachrichtensender, so ist er es gewohnt, sind Jubelsender.

Obama ist voll im Trend. Es gehört zu den Merkwürdigkeiten der Gegenwart, dass die Staatsoberhäupter auch in aufgeklärten Gesellschaften immer ungenierter in die Medien eingreifen. Premier Silvio Berlusconi, obwohl selber Medienunternehmer, überzieht die Zeitungen Italiens mit Salven von Strafklagen. Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy greift völlig selbstverständlich zum Telefon und sorgt dafür, dass Chefredaktoren entlassen werden. Aufgeklärte Gesellschaften nähern sich damit totalitären Gesellschaften wie



Klassischer Fall von Zensur: Präsident Obama.

Russland und China an. Für Wladimir Putin und Hu Jintao war schon immer klar, dass die Staatsoberhäupter auch die obersten Zensoren sind.

Zum Teil haben die Medien die Misere selber verschuldet. Seit Jahren jammern sie über sinkende Auflagen, sinkende Einschaltquoten und sinkenden Einfluss. Karrierepolitiker sind mit sicheren Instinkten ausgestattet. Sie spüren, dass die traditionelle Gegenmacht zur Politik angeschlagen ist, und nutzen das aus.

Zur umfassenden Erklärung genügt die These allerdings nicht. Denn gleichzeitig erlebt man eine Konstellation an Psychologie, die es in der Mediengeschichte zuvor so nicht gab. Mit Obama, Berlusconi und Sarkozy stehen gleichzeitig drei Männer an der Spitze ihrer Länder, welche Presse und TV primär durch ihr Ego wahrnehmen. Alle drei sind von einer Eitelkeit getrieben, die ans Geckenhafte grenzt. Ist die Eitelkeit verletzt, reagieren sie mit wütender Regulation. Das ist Persönlichkeits- und nicht systembedingt.

Das Gegenbeispiel erlebt man in Deutschland. Wenn TV-Sender und Zeitungen Kanzlerin Angela Merkel attackieren, breitet sie die Arme aus und lächelt versöhnlich. Anders als den drei medialen Musketieren Obama, Berlusconi und Sarkozy fehlt ihr jeder Furor.

Merkel nimmt die Medien nicht ernst. Vielleicht nennt man sie darum so oft die «Medienkanzlerin».

Wortkontrolle zur «Wortkontrolle»

Von Peter Keller

Nicht jeder Vegetarier ist ein Nazi, nur weil Hitler ebenfalls kein Fleisch ass. Und nicht jeder, der Lenin zustimmend zitiert, ist deswegen schon ein Kommunist. «Vertrauen ist gut, Kontrolle besser», meinte der russische Berufsrevolutionär – da würden ihm auch unverdächtige Leute recht geben, liessen sie sich nicht durch den Absender abschrecken.

Josef Stalin hatte Lenins Ansatz noch verfeinert. Er ging nach dem Prinzip «Kontrolle ist gut. Misstrauen besser» vor – und liess insgesamt mehr seiner Landsleute verfolgen, verhaften, verhungern, töten als Hitlers Armeen, die immerhin mehrere Jahre und bis weit ins russische Kernland hinein wüteten. Den deutschen Diktator hielt er im Übrigen für einen «Abenteurer, jedoch nicht für einen Verrückten». Nur ein begabter Mann wie Hitler habe das deutsche Volk hinter sich vereinigen können. Stalin stellte nicht ohne Bewunderung fest, dass sich die Rote Armee bis nach Berlin durchgekämpft hatte, ohne dass die deutsche Arbeiterklasse je gegen das faschistische Regime aufgestanden wäre. «Könnte denn ein Verrückter derart seine Nation hinter sich bringen?» Ob Stalin allerdings der geeignete Mann ist, um den Verrücktheitsgrad anderer zu beurteilen, dem müsste man einmal in der eigens dafür geschaffenen Rubrik «Psychokontrolle» nachgehen.

Vorerst möchte ich aber die «Wortkontrolle» zu Ende bringen. Der Herkunftswörter-Duden weist nach, dass das Wort «Kontrolle» im 18. Jahrhundert aus dem Französischen importiert wurde. Das Original *contrôle* wiederum ist ein Zusammensetzung aus *contre-rôle*, was eigentlich Gegenrolle, Gegenregister bedeutet, also ein Zweitregister, wie man es zur Prüfung der Richtigkeit von Angaben in einem Originalregister verwendete. Ein Zweitregister ist, um es kurz zu sagen, ziemlich nützlich und ziemlich unsexy. Etwa so nützlich und unsexy wie jene Berufe, die sich vornehmlich mit Kontrollieren befassen: Kondukteure, Zöllner und Buchhalter.

Selbstverständlich fällt auch die «Wortkontrolle» unter die Kategorie nützlich und unsexy. Wir wollen ihr deshalb auch keine Träne nachweinen, wenn nächste Woche hier ein ganz anderes Format lanciert wird, sozusagen eine Steigerung der Wortkontrolle, die noch viel nützlichere und noch unsexierere «Kostenkontrolle».

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Leserbriefe

«Das Mischen von Teigwaren und Kartoffeln nennt man im Tessin <Pasta e patate>.» *Rolando Burkhard*



Kein Salat-und-Nature-Jogurt-Model: Weltwoche-Covergirl Christa Rigozzi (Ausgabe Nr. 43).

«Pasta e patate»

Nr. 43 – «Glück im Röstiland»; Christian Seiler über das Kochbuch «Aus Schweizer Küchen» von Marianne Kaltenbach

Zu diesem hervorragenden Artikel über ein echtes Bauchthema möchte ich gratulieren! Ich habe mich lediglich über Marianne Kaltenbachs Entsetzen gewundert, dass man im Tessin Teigwaren und Kartoffelwürfel mischt. Denn die Erklärung liefert Christian Seiler im selben Artikel gleich selbst, wenn er schreibt: «Die Schweizer Küche spiegelt die agrarische Tradition des Landes und seine [...] Entschlossenheit, selbst aus dem Geringsten etwas zu machen.» Was er meint, nennt man im Tessin «Pasta e patate». Es ist ein typisches Restenverwertungsgericht, so wie es ja eigentlich auch die italienische Pizza ist, bei der man auf einer Teigunterlage schlicht, je nach Region unterschiedlich, eben das darübertat, was gerade verfügbar war (Fische, Fleisch, Gemüse, Pilze etc.). *Rolando Burkhard, Aurigeno*

«Sie leben äusserst gefährlich»

Nr. 43 – «Toleranz»; Roger Köppel in seinem «Editorial» über die Minarett-Initiative

Bitte hören Sie endlich auf mit dieser verdammten Aufhetzung von Stammtisch-Wählern. Geht es nämlich um soziale Anliegen derselben Leute, vertreten Sie ja auch nicht die Interessen dieser Klientel. Auch Ihr bübisches, zynisches Lächeln geht vielen anständigen

Leuten auf den Nerv. Also besinnen Sie sich, bevor es zu spät ist. Sie leben äusserst gefährlich. Sollten Sie Opfer eines islamistischen Anschlags werden, wundern Sie sich nicht. Ich bin für eine saubere, korrekte Diskussion, aber nicht für Polemik und Aufwieglerei.

Hansruedi Stahel, per E-Mail

Warum haben Sie eine solche Angst vor dem Islam? Es mag ja sein, dass die Islamisten die Weltherrschaft anstreben, das wollen die christlichen Religionen ja schliesslich auch. Zwischen diesem Wunsch und seiner Erfüllung dürfte aber eine grosse Lücke klaffen. Um erfolgreich zu sein, müsste der Islam entweder für Europäer attraktiv sein, ihnen neue Anregungen oder eine neue geistige Heimat bieten, oder er müsste kulturell und technisch – und vor allem militärisch – überlegen sein. All dies ist im Moment nicht gegeben. Als Westler sollten wir auf unsere Kultur stolz sein und selbstbewusst unsere Werte verteidigen, und zu diesen gehört die Religionsfreiheit.

Peter Hegetschweiler, per E-Mail

Obschon ich Roger Köppels Meinungen zu gesellschaftlichen Themen oft daneben finde, muss ich zu seinem brillanten «Editorial» gratulieren, in dem er die Begriffswelt von Toleranz und Respekt im Zusammenhang mit Meinungsfreiheit und Islam von falschen Denkversperrungen entrümpelt, die sich in beängstigenden Ausmassen in abendländischen Köp-

fen eingenistet haben. Diese falsche Toleranz ist oft nichts anderes als der Imperativ des Impulses, jung und lieb zu sein, dies im Zeichen falsch verstandener Freiheit; vielleicht aber auch einfach die Weigerung, sich jemals wieder mit den leidigen Religionen auseinanderzusetzen. *Daniel Wyss, Hinterkappelen*

Der Artikel von Tobias Wittling [in der Ausgabe Nr. 42; die Red.] zeigt sehr genau auf, wo eigentlich das wahre Problem der Schweiz in der Debatte rund um den Islam liegt. Dies nicht etwa deshalb, weil er Fakten und Tatsachen aufgreift und darlegt, sondern weil er die allgemein vorherrschende Ahnungslosigkeit vieler Schweizer und Schweizerinnen bezüglich der Relevanz des Christentums für die heutige Schweiz widerspiegelt. Wer vom liebestrunknen Jesus redet und die Bibel als machtloses Buch beschreibt, hat schlichtweg keine Ahnung von ihrem Inhalt. Dies ist sehr problematisch, da somit auch das Wissen darüber fehlt, woher denn eigentlich unser westliches Wertesystem kommt. Es ist kein Zufall, dass wir die Wahrheit als hohes Gut betrachten, wohingegen in vielen islamischen Ländern die Ehre als höchstes Gut gilt. Dass dem so ist, verdanken wir primär dem Gebot «Du sollst nicht lügen», das sich in der Bibel wiederfindet. Wenn wir so ahnungs- und respektlos über unseren eigenen Ursprung denken, so dürfen wir uns auch nicht darüber wundern, wenn uns im entscheidenden Moment die Argumente für unser westliches Wertesystem fehlen. Wir schaufeln an unserem eigenen Grab. *Esther Köppel, Uster*

Der Markt wird kartellartig hochgehalten

Nr. 43 – «Es geht nicht um Neid»; Cédric Wermuth über die 1:12-Initiative

Ganz daneben liegt Cédric Wermuth nicht, allerdings macht er einen grossen Bogen um die Gerechtigkeitsfrage. Warum ist das Verhältnis 1:12 richtig, warum nicht 1:30 oder 1:50? Einverstanden, ein Verhältnis wesentlich über 1:50 dürfte selbst mit den Gesetzen des Marktes nicht mehr zu erklären sein. Der von den Headhuntern behauptete Markt wird kartellartig hochgehalten. Für ein Jahressalär von zwei Millionen Franken könnten oberste Positionen mit besten Leuten besetzt werden, weniger mit geldgeilen als mit tüchtigen und zuverlässigen Leuten, denen vor allem das Unternehmen und seine Mitarbeiter am Herzen liegen. Wäre Novartis ohne Vasella wirklich weniger wert? *Wolfgang Sidler, Luzern*

Neue Wege in eine bessere Welt

Nr. 43 – «12 Fragen an»; Pierre Heumann im Gespräch mit George Akerlof

Endlich ein Mensch mit der Offenheit, Bestehendes in Frage zu stellen und nach neuen We-

gen in eine bessere Welt Ausschau zu halten. Ganz im Gegensatz zu jenen Pessimisten wie Urs Paul Engeler, der nichts anderes weiss, als den Status quo mit Paragrafen zu verteidigen (*Weltwoche* Nr. 42, S. 12 ff.). Im Zeitalter der Globalisierung müsste er wissen, dass die stolzen Gewinne der Grosskonzerne vor allem dort erarbeitet werden, wo die Partner gerade nicht als «mündige Menschen» ernst genommen werden: in den Billiglohnländern und in den ressourcenreichen Gegenden, die ausgeplündert werden, ohne dass die einheimische Bevölkerung mitreden könnte, geschweige denn angemessen entschädigt würde. Aber so viel Weitblick geht ihm in seiner Froschperspektive (Vergleich von Kurt W. Zimmermann, *Weltwoche* Nr. 43, S. 31) ab. *José Balmer, Tafers*

Missionsgelüste und Fanatismus

Nr. 43 – «Ex-Jugoslawien sei Dank»;
Eugen Sorg über die hiesigen Muslime

Ich teile genau eine Auffassung mit dem Autor: Muslime aus Ex-Jugoslawien sind im Vergleich zu arabischen Muslimen toleranter. Das ist wirklich so. Jedoch scheint der Autor nicht zu wissen, dass es im Zweiten Weltkrieg zwei muslimische SS-Divisionen auf dem Gebiet Ex-Jugoslawiens gab. Die sogenannte Handschar-Division der Bosniaken und die Skenderbeg-Division der Albaner. Beide Völker waren

– wie auch die Kroaten – Vasallen der Nazis auf dem Balkan. Die Juden in Bosnien brachten sich wohl selber um? Kroaten und Bosniaken vernichteten fast alles jüdische Leben in Bosnien. Keine Missionsgelüste? Wie denn ist mitten in Europa eine solch grosse muslimische Population entstanden? Kein Überlegenheitswahn? Die muslimischen Bosnier beanspruchen Bosnien nur für sich, obwohl sie nur rund 55 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Für sie haben Kroaten und Serben dort nichts verloren. Im Kosovo zeigen die Albaner jeden Tag gegenüber den Minderheiten ihre «Toleranz». Kein Fanatismus? In Bosnien und im Kosovo werden jede Woche christliche Würdenträger tötlich angegriffen oder bespuckt, christliche Gräber werden geschändet und christliche Kirchen entweiht oder gar gesprengt. Natürlich kann man sagen, dass dies mit dem Krieg zusammenhängt, aber wieso gab es den überhaupt? Natürlich wegen der Religion.

Djordje Frankovic, Zürich

Käfig voller Feiglinge

Nr. 43 – «Ausländer sind ein Verlustgeschäft»;
Roger Köppel über Zuwanderungspolitik

Ich bin beeindruckt, dass Sie sich in einer «Kultur der Feigheit» noch getrauen, offen und kritisch Ihre Meinung zu äussern. Warum? Als 23-Jähriger bin ich Anfang der achtziger Jahre

aus der damaligen DDR «ausgereist», da ich dort keine Meinungsfreiheit besass, mich einem Regime anpassen musste und Gefahr lief, eingesperrt zu werden, sollte ich mich zu kritisch äussern. In einem demokratischen Land muss ich heute sagen können, dass ich keine Minarette in unserem Kulturkreis haben möchte. Ich muss sagen können, dass ich mein Kind nicht in eine Schule geben möchte, in der die Lehrerin ihre Religion offensichtlich demonstriert, indem sie auf ihrem Kopftuch besteht. Hier trifft Caldwell den Nagel auf den Kopf, wenn er meint, die Europäer würden sich Gepflogenheiten aufnötigen lassen, die mit ihren Traditionen nicht vereinbar seien. Thilo Sarrazins Aussagen über Türken und Araber in Berlin sind das jüngste Beispiel dafür, wie schnell jemand unter Druck gerät – wohl «aus Angst vor Konflikten». In den eigenen SPD-Reihen läuft man Sturm gegen ihn und spricht sogar von Rücktritt. Äusserungen, die nicht ins Stimmungsbild der Feiglinge passen, werden der öffentlichen Diskussion mit Druck entzogen. So kann ich Peter Sloterdijk nur zustimmen, wenn er meint, die deutsche Meinungsbetzerszene habe sich in einen Käfig voller Feiglinge verwandelt, und hoffe, dass wir nicht in einem vorauseilenden Gehorsam diesem sichtbar werdenden Meinungsdictat mit einem Kniefall begegnen.

Kerstin Saidler-Thiemann, Zürich



Wohnung kaufen?
 Weltreise machen?
 Ein Kind bekommen?

Für welchen Weg Sie sich auch entscheiden: Unsere flexible Vorsorge passt sich an. Das Leben kann viele verschiedene Wendungen nehmen. Unsere Vorsorgelösungen mit wählbaren Garantien unterstützen Sie in allen Lebenslagen, denn sie passen sich jeder wichtigen Entscheidung an. Und weil neue Pläne aufregend genug sind, bietet Ihnen Swiss Life neben ausgezeichneten Renditechancen stets hohe Sicherheit. Alles, damit Sie Ihren Weg gehen können – und optimal begleitet werden. Unsere Spezialisten beraten Sie gern. www.swisslife.ch



SwissLife
Bereit für die Zukunft.

«Die Zeiten waren hemmungslos»

Urs Althaus aus Uri war der erste schwarze Top-Dressman der Welt, verdiente Millionen und tanzte mit Andy Warhol und Grace Jones durch die Nächte. Bei den Berglern sei seine Hautfarbe nie ein Thema gewesen. Die Schweiz erlebt er seit Geburt als tolerant. *Von Franziska K. Müller und Tom Haller (Bild)*

Vor dreissig Jahren erregten Sie als erstes schwarzes Model auf dem Cover des amerikanischen Männermagazins GQ weltweit Aufsehen. Wie erinnern Sie sich an den Tag, an dem Ihr Bild am Kiosk hing?

Eine Schwedin wurde gerade Miss World, der ägyptische Präsident bestätigte das Existenzrechts Israels, «Der Butt» von Günter Grass führte die Bestsellerlisten an. Das interessierte mich alles nur wenig, ich war an diesem Tag mit mir selbst beschäftigt und lief frühmorgens durch New York. Das Heft war noch nicht ausgeliefert, ein indischer Zeitschriftenverkäufer rief mir zu: «It's not your day, man!» – «Das ist nicht dein Tag, Mann!» Da war ich natürlich anderer Meinung. Ich erinnerte mich an das Gespräch mit dem GQ-Chefredaktor einige Wochen davor: Bei einem Glas Champagner erklärte er mir, dass ich mit diesem Titelbild Geschichte schreiben würde. Ich hab ihm einfach geglaubt, dass etwas Grosses geschehen würde. An politischem Bewusstsein fehlte es mir damals. Was Rassismus und Diskriminierung sind, wusste ich nicht.

Sie wuchsen als uneheliches, schwarzes Kind in den fünfziger und sechziger Jahren in der tiefsten Innerschweiz auf. Mehr Minderheit war fast nicht möglich.

Es gab in Altdorf einen katholischen und einen reformierten Turnverein: Man schwitzte konfessionell getrennt, und im Restaurant durften die Italiener nicht neben den Schweizern sitzen. Aber meine Hautfarbe war nie ein Thema. Ich verkehrte auch in den feinen Familien: Der Vater meines besten Freundes war ein Urner Nationalrat, ein anderer besass das teuerste Juweliengeschäft in Altdorf. Trotz der unüblichen Familienverhältnisse verhielten wir uns aber auch angemessen: Mein Grossvater nahm mich stolz an alle Schwingerfeste mit. Mama war arbeitsam und ordentlich. Sie legte Wert auf gute Manieren, Anstand und Ehrlichkeit. Das half später. Meine Erziehung machte schlussendlich das GQ-Cover möglich, weil ich mich in der Öffentlichkeit zu benehmen wusste, wie mir die Verantwortlichen damals sagten.

Will heissen, andere Schwarze hatten schlechtere Manieren?

Vielleicht, so sensibilisiert war ich damals nicht. Später merkte ich allerdings auch,

dass meine europäische Physiognomie der Karriere half. Ein pechschwarzer Kongolese hätte null Chancen auf den gleichen Erfolg gehabt.

Haben Sie eine Erklärung dafür, wieso Intoleranz und Rassismus in Ihrer Jugend keine Themen waren?

Man sah in mir nicht den Negerbub, sondern den Sohn von Irmeli, meiner Mutter, mit der man in die Schule gegangen war und die man seit langem kannte. Man unterstellt den Urnern und den Berglern allgemein immer Intoleranz. Abgesehen von den intakten und oft solidarischen Verhältnissen, die in diesen Dörfern herrschen, vergessen die Städter auch, dass der Gotthard die erste Nord-Süd-Achse der Schweiz war. Wenn man die Gesichter in den Tälern betrachtet, merkt man schnell, dass andere Kulturen früh ihre Spuren hinterliessen. Diese sehr unterschiedlichen Menschen hatten früh gelernt zu kooperieren, weil sie dadurch gemeinsam zu Wohlstand kamen. Von dieser Geschichte konnte ich profitieren.

Im Krippenspiel haben Sie als Kind den Mohren gespielt. Heute wäre das möglicherweise ein Verstoss gegen das Antirassismusetz.

Damals war es einfach eine naheliegende, pragmatische Entscheidung. Wen hätte ich sonst darstellen sollen? Den Erzengel Ga-

«Die übermässige Korrektheit gegenüber Minderheiten ist ein Produkt von Angst.»

riel? Als Kind ging ich in der Kirche auch immer zu einem geschnitzten *Neegerli*, das dankbar mit dem Kopf nickte, wenn man ihm einen Franken in den Mund schob.

Solche Dinge sind heute unvorstellbar. Ist das gut oder schlecht?

Es ist ein Skandal. Die übermässige Korrektheit gegenüber Minderheiten ist ein Produkt von Angst, manchmal auch von Scheinheiligkeit. Das geht so weit, dass ich auf einem Swiss-Flug neben jemandem sitze, mit ihm ins Gespräch komme und irgendwann meine Hautfarbe erwähne, worauf er antwortet: «Tatsächlich? Dass Sie schwarz sind, fiel mir gar nicht auf.» So etwas ist doch lächerlich und im Grunde genommen auch kränkend. Was Rassismus wirklich ist, wie böartige Diskriminierung aussehen kann, lernte ich

nicht in der Schweiz, sondern viel später in Südafrika, Amerika und Italien.

Im vergangenen März wurden Sie in Flüelen überfallen und mussten mit einem doppelten Kieferbruch ins Spital. Glauben Sie nicht, dass das mit Rassismus zu tun hatte?

Ich vermute, dass eine Jugendgang mit Migrationshintergrund hinter der Tat steckt. Es heisst, die Mitglieder dieser Bande hätten auch schon andere dunkelhäutige Dorfbewohner angegriffen.

Was macht Sie so sicher? Die polizeilichen Ermittlungen laufen noch.

Die Urner mögen mich, das weiss ich. Und an meiner Liebe zu meiner Heimat ändert der Vorfall nichts. Diese Sache ist für mich abgeschlossen. Ich mag nicht mehr darüber reden.

Schrieben Sie mit dem GQ-Cover wirklich Geschichte?

Insofern ja, als die Werbe- und Anzeigekunden nicht absprangen und schwarze Models nun auch anderswo gebucht wurden. Im Nachhinein symbolisierte diese Präsenz für mich auch, dass Schwarze zum kaufkräftigen Anteil der Bevölkerung gezählt oder zumindest als offizieller Teil der Nation betrachtet wurden. Das Cover wies zudem auf eine gesellschaftliche Entwicklung hin. Später kam die multikulturelle Benetton-Gesellschaft, die verschiedene Rassen als Hipness-Faktor präsentierte. Und dann: der erste Oscar, der einem afroamerikanischen Schauspieler verliehen wurde, Schwarze, die in der amerikanischen Baseballmannschaft mitspielen durften, ein Afroamerikaner als US-Präsident.

Wie kamen Sie ins Modelgeschäft, das Mitte der siebziger Jahre noch in den Kinderschuhen steckte?

Meine Karriere startete im Modehaus Körner in Altdorf. Die Hälfte des Publikums bestand aus Kollegen und Verwandten. Sie winkten und applaudierten frenetisch, als ich mit ein Paar Skiern auf den Schultern im wattierten Anzug über den Laufsteg stapfte. Nach der Show wurde ich prompt für eine grössere Schau in Zürich angefragt. Dann ging es Schlag auf Schlag. Bangkok, Hongkong und Tokio.

Wie reagierte die Modemetropole Paris?

Paris eroberte ich in einer knallengen roten Fiorucci-Hose, ein Béret auf dem Kopf, in der Tasche einige Schnappschüsse von einem Zürcher Mode-Event. So stellte ich mich bei



«Paris eroberte ich in einer knalligen roten Fiorucci-Hose»: das Innerschweizer Topmodel Althaus.

Urs Althaus

Urs Althaus empfängt in einer riesigen Loft in Flüelen. In der einen Hand hält er ein Glas Rotwein, zwischen den Fingern qualmt eine Zigarre. Tritt er auf seinen Balkon hinaus, liegt vor ihm der Urnersee, ein Dampfschiff tutet. Die prachtvolle Bleibe, ein ehemaliges Hotel aus der Jahrhundertwende, ist seit wenigen Monaten sein neues Zuhause. In der Wohnung hängen gerahmte Fotografien aus der Vergangenheit des heute 53-Jährigen: ein Kind in Altdorf. Ein Fussballtalent beim FC Zürich. Ein Topmodel. Althaus wurde vor über dreissig Jahren bei einer Modeschau in Altdorf entdeckt. Was folgte, war ein Leben zwischen Highlife und Pleiten, wie die Unterzeile seiner Biografie lautet. Drogenexzesse, Bankrott, Neuanfang: Als Mitbesitzer brachte er nach dem jähen Ende seiner New Yorker Modelkarriere die Zürcher Modelagentur Option zum Erfolg. Vor acht Jahren verliess er das Modebusiness. Seither konzentriert er sich auf seine Karriere als Schauspieler. Die italienische Regisseurin Lina Wertmüller hatte ihm seine erste Rolle angeboten, später kam Hollywood: An der Seite von Sean Connery spielte Althaus in «Der Name der Rose». Seither hat er in mehreren Dutzend Film- und TV-Produktionen mitgespielt, zuletzt in «SOKO Donau».

Ganz in der Nähe lebt seine 82-jährige Mutter Irma, die die Ankunft des schwarzen, unehelichen Kindes im Jahr 1956 mit den Worten: «Schade, ist er so weiss, ich hätte gerne ein dunkleres Baby gehabt», kommentiert hatte. Was Diskriminierung und Rassismus seien, habe er nicht gewusst, bevor er die Schweiz verlassen habe, sagt Urs Althaus im Interview. Im vergangenen März wurde er spätnachts vor einem Pub in Flüelen zusammengeschlagen und lag mit gebrochenem Kiefer zwei Wochen im Spital. Althaus vermutet, dass eine Jugendgang mit Migrationshintergrund dafür wie auch für andere Übergriffe auf dunkelhäutige Dorfbewohner verantwortlich sei. An der Zuneigung zu seiner Heimat, sagt er, ändere der Überfall nichts. (fkm)



Urs Althaus: Ich, der Neger – Mein Leben zwischen Highlife und Pleiten. Wörterseh. 260 S., Fr. 39.80



«Sohn von Irmeli»: mit seiner Mutter.

der renommierten Agentur Elite vor. Die Bookerin schüttelte nur den Kopf, gab mir aber eine Chance. Ein paar Stunden später hatte ich mein erstes Treffen mit Yves Saint Laurent. Er trug einen weissen Kittel und kam mit seiner ganzen Entourage in den Saal gerauscht. Ich fragte blöd: «Wer sind Sie?» Eisige Stille im Raum. Nur Yves Saint Laurent lächelte. Ich musste mich bis auf die Unterhosen ausziehen und einen Traum aus schwarzer Seide anprobieren: eine Kreation aus der legendären Russian Collection. So wurde ich für meine erste grosse Show gebucht. Wenig später lief ich für alle grossen Designer: Valentino, Lanvin, Givenchy, Ungaro, Kenzo, Armani und Gucci.

«Ich hatte mehr Geld zur Verfügung, als ich jemals ausgeben zu können meinte.»

Sie verdienen schnell viel Geld und kehrten mit der Crème de la Crème der internationalen Mode- und Kunstszene. Musste ein männliches Model homosexuell sein, um weiterzukommen?

Ich war ein bekennender Bisexueller, und sexuelle Bereitwilligkeit erwarteten in all den Jahren allenfalls ein paar heterosexuelle Menschen, die mich auf die Rolle eines exotischen *toyboy* reduzieren wollten. Ich machte nicht mit. Dafür war ich mir zu schade. Natürlich befand ich mich im Gegensatz zu vielen anderen Models in einer privilegierten Situation. Ich war sofort und mühelos entdeckt worden. Als Topmodel, das in der oberen Liga mitspielt, wird man durch die Agenturen protegirt, aber auch



Karrierestart: erste Modeschau in Altdorf.

abgeschottet. Als ich nach New York kam, lebte ich von Anfang an in einem luxuriösen Appartement am Central Park, hatte einen Chauffeur und mehr Geld zur Verfügung, als ich jemals ausgeben zu können meinte. Ich arbeitete dermassen erfolgreich, dass ich nicht auf die mickrigen Gefallen und Versprechungen von dubiosen Leuten angewiesen war. Eine gewisse Disziplin ist auf diesem Level ausserdem erforderlich. Wenn man pro Monat zehn verschiedene Kontinente bereist, verbringt man seine Zeit im Flugzeug und auf dem Catwalk. Es bleibt nicht so viel Zeit für Dummheiten.

Es war die Zeit, bevor die weiblichen Supermodels Millionenverträge erhielten und wie Superstars behandelt wurden. Aus welchen Gründen veränderte sich das Business in den folgenden Jahren so drastisch?

Früher war der Designer ein Schneider, heute ist er eine Ikone, die sich selbst vermarktet. Yves Saint Laurent erschien Mitte der siebziger Jahre als Erster auf seinen eigenen Werbeplakaten, Calvin Klein und Ralph Lauren taten wenig später das Gleiche. Diese Personalisierung machte die Modeschöpfer und ihre Labels bei einem riesigen Publikum bekannt. Gleichzeitig fand die sogenannte Demokratisierung des Luxus statt. Die etablierten Modehäuser setzten weniger stark auf die handgestichelten Unikate der Haute Couture, die einigen wenigen Milliardärs-gattinnen vorbehalten waren, sondern auf das günstigere Prêt-à-porter und die noch günstigeren Unterlinien. So konnten sich bald alle ein Designerstück leisten. Auch der Parfüm- und Accessoiresbereich explodierte, viele Labels machen damit bis heute den Grossteil ihrer Milliardenumsätze.

Das Schönheitsideal veränderte sich ebenfalls. Der Heroin-Chic läutete in den neunziger Jahren eine neue Ära ein. Die Models auf den Laufstegen waren brandmager, scheinbar schlecht gelaunt und miserabel frisiert.

Das war der Gegentrend zu den schillernden Discojahren mit den Föhnfrisuren und dem bunten Make-up. Plötzlich gab es aber auch unglaublich viele erfolgreiche Labels im Casual-Bereich: Snowboard-Mode, Streetwear, Hiphop-Style. Für die wenig elegante Alltagsmode sind bis heute andere, eher sperrigere Model-Typen gefragt. Der ästhetische Makel wird dabei zur Besonderheit erhoben. Diese Aushängeschilder verschwinden meist nach wenigen Jahren wieder. Im Bereich der Supermodels gilt heute das gleiche Beauty-Ideal wie vor fünfzig Jahren: Die klassische Schönheit ist gefragt. Sie lässt sich überschminken und ist wandelbar. Ein Charaktergesicht hingegen bleibt immer gleich.

John Casablancas und Gérald Marie, die beiden Gründer der Agentur Elite, erkannten vor dreissig Jahren als Erste, dass da ein gigantisches Business heranwächst. Sie verlangten für die Vermittlung ihrer Models plötzlich eine Umsatzbeteiligung, was unverschämt und unglaublich clever war.

Absolut: Was sollten die Modemacher tun? Sie waren auf die Arbeit der besten Agen-

turen angewiesen. John wollte eine Umsatzbeteiligung. Die Branche lehnte zuerst ab. Also stellte er denen, die sich weigerten, pro Tag 25 000 Dollar in Rechnung plus die Rechte. So begannen die Modelhonorare ins Unermessliche zu steigen. Tagesgagen von 100 000 Dollar waren nun keine Seltenheit mehr. Als Erste erhielt Lauren Hutton einen Millionenvertrag. Danach begann die Ära der Supermodels: Iman, Claudia Schiffer, Christy Turlington, Eva Herzigova, Naomi Campbell, Cindy Craw-

«Irgendwann hatte ich kein Geld mehr und wachte auf einer Parkbank im Central Park auf.»

ford und Linda Evangelista. Es geriet alles ausser Rand und Band.

Auch Sie verdienen Millionen. Wie erinnern Sie sich an diese Zeit?

Ich verbrachte mein Leben mehr und mehr im berühmten «Studio 54» in New York. Die wichtigsten Persönlichkeiten aus Mode, Kultur, Wirtschaft und Showbiz trafen dort mit unbekanntem Exzentrikern zusammen, was eine fantastische Mischung garantierte. Ich erinnere mich an einen Coiffeur, der immer mit seinem Klammeräffchen Max auf dem Arm erschien und

auch noch Einlass erhielt, nachdem Max dem Erben einer Champagnerdynastie in die Nase gebissen hatte. Alle kannten und alle liebten sich. Wir feierten mit Truman Capote, Jackie Onassis, Grace Jones, Madonna, Mick und Bianca Jagger, Frank Sinatra und den Modetzaren Halston und Calvin Klein bis zum Morgenrauen durch. Die Zeiten waren unbeschwert, leicht und hemmungslos. Terror und Aids lagen in weiter Ferne. Niemand hatte vor irgendetwas Angst. Man zeigte, was man hatte, und konsumierte von allem masslos. Der Exzess, die Dekadenz waren eine Folge dieser Furchtlosigkeit: Die mangelnde Vorsicht wurde vielen zum Verhängnis. So auch mir.

Sie benannten Ihre Firma, die Sie in jenen Jahren mit Ihrem Lebenspartner gründeten, nach der Partydroge Ecstasy.

Mein Hund hiess auch so. Wir fanden es lustig, und das reichte damals als Grund. Der Niedergang unserer Firma Xtazy Ltd. – sie verfolgte ein völlig neues Konzept im Modelbusiness – war in den USA darum ein riesiger Finanzskandal, weil wir landesweit bekannt waren und auch wichtige Persönlichkeiten aus dem Modebusiness unglaublich viel Geld verloren.

Welche Folgen hatte das für Sie?

Ich verlor selbst alles, fast eine Million Dollar. Ich brachte die Sache aber einigermaßen ehrenvoll über die Bühne, übernahm Verantwortung und hielt zu meinem Partner, der

UNSERE NUTZFAHRZEUGE HELFEN, IHRE ZUKUNFT AUFZUBAUEN.

50



Unsere Nutzfahrzeuge nützen sogar Ihrem Portemonnaie. Denn die modernste und erfolgreichste Nutzfahrzeug-Range der Schweiz bietet nicht nur viele Serviceleistungen, sondern auch sensationelle Preise. Selbstverständlich professionell und mit bis zu 3 Jahren Garantie. Kurz: Sie fahren ausserordentlich gut, wenn Sie gleich mal bei Ihrem Professional Partner vorbei schauen.

www.fiatprofessional.ch

NUTZFAHRZEUGE SEIT JEHER.





Weltweites Aufsehen: GQ-Cover, 1979.



«Der Name der Rose»: Urs Althaus mit Schauspieler Sean Connery (r.).

mir seine dubiose Vergangenheit bis dahin verheimlicht hatte. Schlimmer als mein persönlicher Bankrott war der Umstand, dass mich die grossen Agenturen in den USA nun boykottierten. Die Landung auf dem Boden war hart. Als auch noch mein bester Freund auf furchtbare Art und Weise ermordet wurde, stürzte ich vollends ab. Irgendwann hatte ich keine Bleibe und kein Geld mehr und wachte auf einer Parkbank im Central Park auf.

Wie erlebten Sie den Sturz von ganz oben nach ganz unten?

Einigermassen gefasst: Ich war erstaunt, wie schnell es geht, wie relativ der Erfolg schlussendlich ist. Und ich stellte fest, dass einem auf dem Weg nach unten tatsächlich die gleichen Leute begegnen wie beim Aufstieg. Zuerst arbeitete ich als DJ in einer Disco in Klosters. Als ich mich ein wenig gefangen hatte, versuchte ich mein Glück erneut in Europa.

Und Sie wurden mit weniger offenen Armen empfangen als noch einige Jahre zuvor?

Erst jetzt begriff ich, was es bedeutete, als Schwarzer in diesem Beruf zu arbeiten. In Südafrika behandelte man mich wie einen Affen aus dem Busch und zeigte sich äusserst erstaunt, dass ich mit Messer und Gabel umgehen konnte. In der Türkei wies mich ein Mann während eines Essens zu recht, ich solle mich gefälligst zu meinen schwarzen Schwestern und Brüdern setzen. Als ich ihn fragte, wer er sei, lautete die Antwort: «Ich bin der nigerianische Botschafter in Ankara.» In Mailand hörte ich nun immer öfter, man habe bereits einen Schwarzen im Programm und benötige keinen weiteren. Trotzdem konnte ich

erneut Fuss fassen. Mein alter Freund John Casablancas gab mir eine zweite Chance und nahm mich in seine Agentur auf.

Casablancas und sein Geschäftspartner Gérald Marie waren im Jahr 1999 Mittelpunkt eines Skandals, den ein BBC-Dokumentarfilm ausgelöst hatte: Sex mit minderjährigen Models, Nötigung zur Prostitution, Drogenpartys.

Vor allem Marie geriet unter Beschuss. Die Anschuldigungen erwiesen sich als mehrheitlich falsch oder manipuliert, wie eine von BBC angeordnete interne Untersuchung zum Film ergab. Ich sagte damals vor Gericht aus. Ausserdem verschickte ich – ich war damals Topbooker einer Zürcher Agentur – unzählige Schreiben, in denen ich die Elite-Agenturen und die Organisatoren der Elite-Model-Wettbewerbe zu loyalen Verhalten aufrief. Casablancas trennte sich von Marie und kehrte dem Business mit der Erklärung «Ich verabscheue die Stars und die Zicken» vorübergehend den Rücken.

Magersucht, Drogen, sexuelle Übergriffe: eine Realität im Modelbusiness oder aufgebauschte Berichterstattung?

Natürlich gibt es kranke Geister, Exzesse und sexuelle Übergriffe. Inzwischen wollen Millionen von jungen Mädchen Models werden. Die meisten bringen keinerlei Voraussetzungen mit. Sie kommen im Ausland aber möglicherweise trotzdem bei einer drittklassigen Agentur unter, die ihre Anliegen nicht seriös vertreten kann, weil sie dermassen viele Leute in ihrer Kartei hat. Die jungen Frauen müssen an Hunderte von Castings gehen, haben kein Geld, sind deprimiert, hungern herum. Wenn dann ein Gigolo mit einem grossen Auto und aberwit-

zigen Ideen auftritt, ist das Risiko gross, dass die Mädchen in Dinge hineingeraten, die sie später bereuen. Aber auch Menschen, die Karrieren tatsächlich beschleunigen oder verhindern können, haben unter solchen Umständen fast freie Hand, ihre Macht zu missbrauchen. Andererseits erlebte ich als Booker auch mehr als einmal, dass ich nach den Castings Telefonanrufe von Mädchen erhielt, die mir eindeutige Angebote machten, um den Job zu erhalten. Traurig.

Sie zogen sich an den Urnersee zurück und treiben Ihre Karriere als Schauspieler erfolgreich voran: Wie viele glamouröse Namen gibt es in Ihrer Agenda heute noch? Wie viele alte Freunde sind geblieben?

Die meisten sind tot. In den vergangenen zehn Jahren strich ich aber auch jedes Jahr mindestens dreissig Adressen von ehemaligen Bekannten aus meinem Notizbuch. Mein Leben hat sich verändert, und ich konnte mich von vielen Dingen verabschieden, die mir nichts mehr bedeuten.

Wie schwierig ist das Altern, wenn man jahrzehntelang vor allem über sein Äusseres definiert wurde?

Mein gutes Aussehen ist ein Geschenk, keine Leistung. Und als Model entspricht man vor allem gewissen Normen. Die Individualität ist mir heute umso wichtiger. Ich kam aber auch in den erfolgreichsten Jahren immer wieder nach Uri zurück. Und es war damals genau wie heute: Wenn ich in Flüelen oder Altdorf in der Beiz sitze, geht es nicht darum, wie ich aussehe oder wie teuer ich gekleidet bin. Ich muss über die Berge Bescheid wissen und vielleicht ein wenig über die Jagd reden können. Alles ist aufrichtig und unkompliziert. ○

Viele Gerichte der Schweizer Küche sind Produkte des Mangels.

Christian Seiler porträtierte in der Titelgeschichte der letzten *Weltwoche* die Schweizer Kochkunst und ihre legendäre Botschafterin Marianne Kaltenbach.

Verpasst?

Damit Ihnen das nicht nochmals passiert, gibt's die *Weltwoche* auch im Abonnement.

- Ich möchte die *Weltwoche* 10 Wochen lang für Fr. 30.– Probe lesen. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 29.–. SL 001 K12 001 001
- Ich bestelle ein Jahresabonnement der *Weltwoche* für nur Fr. 203.–. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 97.90. FL 001K12 001 001

Name, Vorname

Strasse, Nr.

PLZ, Ort

E-Mail

Coupon ausfüllen und einsenden an: Weltwoche Verlags AG, Abo-Service, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Oder abonnieren Sie die *Weltwoche* über Telefon 0800 80 44 80, Fax 043 444 50 91 oder www.weltwoche.ch/abo. Preise Inland inkl. MwSt., Stand 2009. Auslandpreise unter www.weltwoche.ch/abo.

Ansturm auf Europa

Als nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr Einwanderer als billige Arbeitskräfte nach Europa geholt wurden, machte sich niemand Gedanken über die Folgen. Heute wird behauptet, die Zuwanderung fördere die Wirtschaft und rette den Wohlfahrtsstaat. Beides ist falsch. *Von Christopher Caldwell*



Einladung zur Einwanderung: Bootsflüchtlinge vor den Kanarischen Inseln.

Zur multiethnischen Gesellschaft ist Westeuropa aus Geistesabwesenheit geworden. Masseneinwanderungen begannen – ohne dass dies öffentlich gross debattiert wurde, wie man später betonte – in den ersten zehn Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. In Grossbritannien, Frankreich, Deutschland, den Niederlanden und Skandinavien schufen Industrie und Regierungen Programme, um Arbeitskräfte zu rekrutieren für die boomende Nachkriegswirtschaft. Sie luden zum Einwandern ein. Manche Neankömmlinge erhielten Arbeitsstellen, vor allem in der Schwerindustrie, die, von heute aus gesehen, beneidenswert sicher und gut bezahlt waren. Andere übernahmen die härtesten, undankbarsten und gefährlichsten Arbeiten, die es in der Industrie gab. Viele waren treue Untertanen europäischer Kolonien gewesen und hatten für europäische Mächte sogar Kriegsdienst geleistet.

Zu einem Einwanderungsgebiet wurde Europa, weil sich die politischen und wirtschaftlichen Eliten darauf geeinigt hatten. Sofern sie sich überhaupt je Gedanken machten über die langfristigen Folgen ihres Tuns, gingen sie von bestimmten Annahmen aus: Die Zahl der Einwanderer würde klein sein. Da sie kommen würden, um kurzfristig bestehende Arbeitskraftlücken zu füllen, würden die meisten nur eine Zeitlang in Europa bleiben. Manche würden länger bleiben. Niemand nahm an, dass sie je für Sozialhilfe in Frage kämen. Dass sie die Gewohnheiten und die Kultur südlicher Dörfer, Sippen, Märkte und Moscheen beibehalten könnten, war ein zu abwegiger Gedanke, als dass je jemand darauf verfallen wäre.

Fast alle Annahmen, die zu Beginn der Masseneinwanderung gemacht wurden, erwiesen sich als falsch. Je klarer dies wurde, desto weniger freundlich wurden die Armen der Welt in

Europa aufgenommen. Was sich zunächst etwas diffus in den Tiraden einiger weniger aufwieglerischer Politiker der sechziger Jahre äusserte, wurde dann deutlich durch die harten Einwanderungsgesetze der siebziger Jahre. Egal, in welchem Jahrzehnt: Immer äusserte sich die breite Öffentlichkeit Westeuropas laut Meinungsumfragen entschieden gegen Masseneinwanderungen. Doch egal, wie offensichtlich wurde, dass Einwanderer in Europa nicht mehr willkommen waren – ihr Zustrom wurde dadurch kaum eingedämmt. Im Lauf der Jahre beschleunigte sich die Einwanderung in Europa vielmehr. Und nie wurden die Europäer dazu aufgefordert, die langfristigen Vor- und Nachteile der Einwanderung gegeneinander aufzurechnen.

Für die Einwanderung werden im Grunde zwei Arten wirtschaftlicher Argumentation ins Feld geführt: eine kapitalistische und eine

sozialistische. Lange gab es bei führenden Politikern den Konsens, Einwanderung trage auf unproblematische Weise zur Förderung der Wirtschaft bei und schade weder der Produktivität noch den Löhnen der Einheimischen. Diese Ansicht widerspricht klassischen Wirtschaftstheorien und wird denn auch von Ökonomen immer heftiger in Frage gestellt. Dennoch ist es die Argumentation, der man in Zeitungen, Zeitschriften und populärwissenschaftlichen Büchern am häufigsten begegnet.

Naivität oder Vernebelung?

So schreibt Philippe Legrain in «Immigrants: Your Country Needs Them»: «Nüchtern denkende Ökonomen sind der Ansicht, der potenzielle Gewinn aus einer freieren globalen Migration sei gewaltig und sehr viel grösser als die Vorteile eines freieren Welthandels. [...] Von der Weltbank stammt folgende Berechnung: Erhöhten die reichen Länder die berufstätige Bevölkerung um blosse 3 Prozent, indem sie von 2001 bis 2025 weitere 14 Millionen Arbeitskräfte aus Entwicklungsländern hereinliessen, wäre die Welt jährlich um 356 Milliarden Dollar besser dran, wobei die neuen Einwanderer jährlich 162 Milliarden Dollar mehr verdienen würden; die Menschen, die in den armen Ländern blieben, 143 Milliarden mehr und die ursprüngliche Bevölkerung der reichen Länder 139 Milliarden.»

Das Argument, «blosse» 14 Millionen zusätzlicher Einwanderer würden hochentwickelten Wirtschaftsländern zusätzliche 139 Milliarden Dollar bescheren, riecht nach Naivität oder Vernebelung. Der Internationale Währungsfonds schätzte das gesamte Bruttoinlandprodukt der hochentwickelten Wirtschaftsländer im Jahr 2008 auf etwa 40 Billionen Dollar. Damit verglichen sind 139 Milliarden Dollar nicht wahnsinnig viel, nämlich nur 0,35 Prozent, ein Dreihundertstel, des Produkts dieser Länder oder ein Sechstel des amerikanischen Konjunkturprogramms 2009.

Ausserdem werden bei dieser Berechnung die «bekannten Unbekannten» – die leicht absehbaren externen Auswirkungen –, die Einwanderung nach sich ziehen, nicht berücksichtigt. Vor allem hat man das Gefühl, den wichtigsten Argumenten werde ausgewichen. Die gesellschaftlichen, spirituellen und politischen Folgen der Einwanderung sind gewaltig und anhaltend, während die wirtschaftlichen mickrig und vorübergehend sind. Nehmen wir argumentehalber mal an, die Einwanderung bringe einen bescheidenen wirtschaftlichen Zuwachs: Dieser Zuwachs findet in einem politischen Kontext – einer Demokratie – statt, wo er gefährdet und wahrscheinlich nicht anhaltend ist. Die Wirtschaft verlangt mehr Einwanderer, als die Politik toleriert. Es stellt sich auch die Frage, welche Mitglieder der Gesellschaft vom Wirtschaftswachstum profitieren, das die Einwanderer produzieren.

Obschon die heutigen Arbeitsmärkte stärker im Fluss und dadurch schwieriger messbar sind als zur Zeit der Industriestädte des 19. Jahrhunderts, hat die moderne Ökonomie die Gesetze der Ökonomie nicht über Bord geworfen. Und diese besagen gemäss einem Analysten, die Einwanderung bewirke Wirtschaftswachstum dadurch, dass sie «das Angebot an Arbeitskräften erhöht, die Nachfrage fördert, weil die Einwanderer Geld ausgeben, den Output vergrössert und die Inflationsrate vermutlich nach unten drückt». Aus der Sprache der akademischen Ökonomie auf Deutsch übersetzt, heisst das: Einwanderung macht die Wirtschaft effizienter, weil sie die Löhne mancher Einheimischer senkt.

Ist von den Vorteilen der Einwanderung die Rede, heisst es oft, die Einwanderer überneh-



«Soziale Marktwirtschaft»: Kanzlerin Merkel.

men die «Arbeiten, die kein Europäer verrichten will». Gemeint ist etwas anderes: die Arbeiten, die kein Europäer zu diesem Lohn verrichten will. Einwanderer übernehmen solche Arbeiten gezwungenermassen, weil ihr oft zweifelhafter rechtlicher Status nichts anderes erlaubt. Doch sowie sie legal und sozial so integriert werden, wie die Gesellschaft dies angeblich wünscht, erwerben sie damit allerlei Rechte und entwickeln auch entsprechende Erwartungen. Dann werden sie zu Europäern, die per definitionem keine «Arbeiten, die kein Europäer verrichten will», verrichten wollen. Das heisst, sowie die Einwanderung sozial erfolgreich stattgefunden hat, löst sich der wirtschaftliche Hauptgrund, warum die Gesellschaft überhaupt Einwanderer nötig zu haben glaubt, in Luft auf.

Damit die «Arbeiten, die keiner verrichten will», verrichtet werden, müssen deshalb stän-

dig neue ausländische ungelernete Arbeitskräfte rekrutiert werden, was sich nach Kapitalismus aus den schlimmsten Alpträumen von Karl Marx anhört. Die einzige Alternative wäre, den rechtlichen Status der Einwanderer auch in der nächsten Generation so unsicher zu halten wie in der ersten, indem man den im Land Geborenen nicht automatisch das Bürgerrecht verleiht, was auf modernen Feudalismus hinausliefe. Wie auch immer: Der durch Einwanderung entstandene Gewinn wird im Lauf der folgenden Generationen zurückbezahlt, er ist geborgt, nicht erworben. Je schneller und gründlicher Einwanderer sich unserer Gesellschaft anpassen, desto mehr Einwanderer brauchen wir. So wird die Wirtschaft abhängig von oder süchtig nach Einwanderern und entwickelt entweder die Tendenz zu verstärkter Einwanderung oder verringerter Assimilation.

Es geht auch ohne Einwanderung

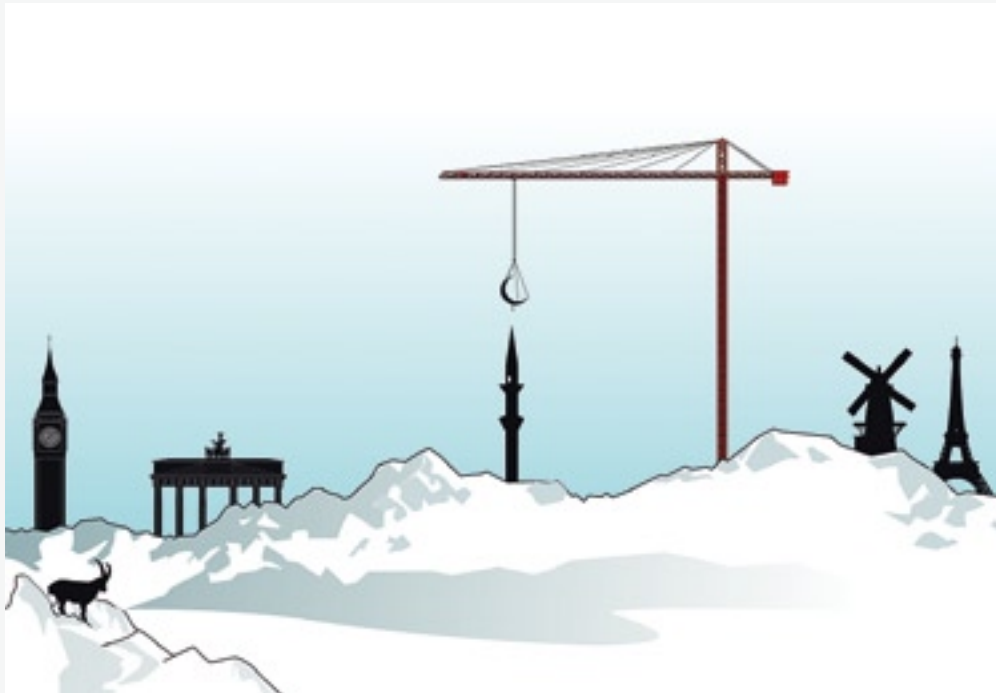
Es gibt keinen Grund, anzunehmen, eine hohe Einwanderungsrate sei langfristig Europas einzige Möglichkeit. Viele Jahrhunderte lang kam die europäische Wirtschaft ohne Einwanderer aus. Ob eine hohe Einwanderungsrate für ein modernes Wirtschaftssystem tatsächlich unerlässlich sei, wird zurzeit in der Praxis getestet: Die 2002 erfolgten Änderungen des dänischen Ausländergesetzes und die niederländischen Einwanderungsgesetze, die um die Jahrtausendwende neu formuliert und nach der Ermordung des Filmemachers Theo van Gogh im Jahr 2004 beträchtlich verschärft wurden, haben in diesen Ländern zu einem starken Rückgang der Einwanderung geführt. Wäre Einwanderung wirtschaftlich so notwendig, wie viele Leute sagen, müssten Dänemark und die Niederlande anderen Ländern gegenüber ins Hintertreffen geraten. Bis heute gibt es keine Anzeichen dafür.

Die Behauptung, europäische Länder «benötigten» Einwanderer, ist falsch. Wir kommen der Wahrheit schon näher, wenn wir sagen, gewisse europäische Länder respektive deren führende Geschäftsleute hätten lange eine Einwanderungswirtschaft einer Nicht-einwanderungswirtschaft vorgezogen. Dafür gibt es vernünftige Gründe. Einwanderung wird oft als Kontrollverlust beschrieben («Grossbritannien hat seine Landesgrenzen nicht mehr unter Kontrolle»); sie kann aber auch Teil einer Strategie sein, um die Wirtschaft wieder unter Kontrolle zu bringen.

Das wird deutlich, wenn wir einen grundlegenden Aspekt der Einwanderung betrachten, über den sich alle Ökonomen einig sind: dass sie das Produktivitätswachstum bremst. «Arbeitsparende» Massnahmen (d. h. moderne Technik) sind weniger dringend, wenn Arbeitskräfte billig sind. In den letzten Jahren sind jährlich über eine halbe Million Menschen aus Afrika und dem Nahen Osten in Ita-

Leben auf dem Basar

Die Ideologie des Multikulturalismus verrät westliche Freiheiten und schürt den Hass. *Von Christopher Caldwell*



«Europa wird Teil des arabischen Westens, des Maghreb, sein.»

Es geht in diesem Text um Einwanderer aus nichteuropäischen Ländern und Kulturen. Genauer gesagt, es geht darin um bestimmte Probleme, die durch den Wunsch von Nichteuropäern, sich endgültig in Europa niederzulassen, geschaffen werden: die Probleme multiethnischer und multikultureller Gesellschaften. Es hat immer schon westeuropäische Länder gegeben, in denen verschiedene europäische Bevölkerungsgruppen leben, die sich linguistisch und kulturell stark voneinander unterscheiden, insbesondere Belgien, Grossbritannien, Finnland, Frankreich, Spanien und die Schweiz. Eine interkontinentale Einwanderungsrate wie heute hat es noch nie gegeben. Und sie ist alles andere als beliebt. In keinem Land Europas findet es die Bevölkerungsmehrheit erstrebenswert, in einer Art weltkulturellem Basar zu leben. Dennoch kommen alle Länder früher oder später zum schmerzlichen Schluss, dass sie – ohne dass dies jemand aktiv so gewollt hätte – genau zu solchen Basaren geworden sind.

Theoretisch ist jede grundlegend anders geartete Kultur schwierig ins europäische Leben zu integrieren. Praktisch stellen sich beim Islam die akutesten Probleme. Seit 1400 Jahren sind die islamische und die christliche Welt miteinander in einem Kon-

flikt, der immer wieder mit Gewalt ausgetragen wurde. Zum Beispiel gegenwärtig. Doch falls es für Europa aus strukturellen oder wirtschaftlichen Gründen notwendig sein sollte, Einwanderer aufzunehmen, kämen diese mit grosser Wahrscheinlichkeit aus den überbevölkerten muslimischen Ländern an den südlichen und südöstlichen Grenzen Europas. Freilich hat diese Art der Einwanderung längst begonnen und hält an.

Rückzug vor dem Islam

Die Einwanderung hat mit 1,7 Millionen Neuankömmlingen jährlich einen Rekordstand erreicht. Europas zukünftiger Frieden und Wohlstand hängen davon ab, wie leicht sich diese Neuankömmlinge (und ihre Kinder und Kindeskind) ins europäische Leben integrieren. Mitte des 20. Jahrhunderts gab es in Westeuropa praktisch keine Muslime. Zu Beginn des 21. waren es zwischen 15 und 17 Millionen, darunter 5 Millionen in Frankreich, 4 in Deutschland und 2 in Grossbritannien.

Seit vor fünfzig Jahren der Islam in Europa Einzug gehalten hat, hat er viele europäische Bräuche, hergebrachte Ansichten und Staatsstrukturen, auf die er getroffen ist, verändert: Sei es, dass er sie zerstört, Anpassungen erfordert oder Rückzugsgefechte provoziert hat. Manchmal handelt es sich um unwichtige Anpassungen an muslimische Traditionen: dass

man in einer Firma nach Arbeitsschluss nicht mehr gemeinsam etwas trinken geht, dass Schwimmbäder zu bestimmten Zeiten nur für Frauen reserviert sind, dass in Bürogebäuden, Fabriken und Kaufhäusern Gebetsräume eingeführt werden. Manchmal hält man neue Gesetze für erforderlich wie das Kopftuchverbot in Frankreichs Schulen.

In manchen Fällen betreffen diese Anpassungen Europa jedoch in seinem innersten Wesen. Die wirtschaftlichen Kosten der Einwanderung sind eine Sache, wie viel sie an Freiheit kostet eine andere. Der Multikulturalismus, mit dem Europa vor allem auf die Masseneinwanderungen reagiert hat, hat die Preisgabe von Freiheiten nach sich gezogen, welche

Europäer trauen sich immer weniger, ihrem Unmut öffentlich Luft zu machen.

die gebürtigen Europäer als Rechte erachten. So ist in den meisten westlichen Ländern die Überwachung radikaler Imame und Moscheen in den letzten zehn Jahren verschärft worden. Das wird dann gern (und wider besseres Wissen) kritisiert als «Leute überwachen, nur weil sie Muslime sind». Um diesem Vorwurf zu entgehen, wird dann oft die Überwachung aller verstärkt. In Ländern, wo man die Bräuche von Einwanderern als frauenfeindlich empfindet, mischt man sich in der Folge häufiger in das Familienleben aller ein. Ein Beispiel: In Schweden schlug die Ministerin für Gleichstellung und Integration vor, kleine Mädchen landesweit gynäkologisch untersuchen zu lassen, um so die Beschneidung von Frauen zu bekämpfen, die von einer kleinen Minderheit von Einwanderern – vorwiegend muslimischen Somaliern und anderen Ostafrikanern, die in den neunziger Jahren einzuwandern begannen – betrieben wird.

Gebürtige Europäer trauen sich immer weniger, ihrem Unmut über die Einwanderung öffentlich Luft zu machen. Doch im privaten Rahmen tun sie dies sehr wohl, auch bei Meinungsumfragen. Offenbar gilt ihr Unmut nicht nur Neuankömmlingen, sondern multikulturellen Gesellschaften ganz allgemein. Nur 19 Prozent der Europäer sind der Meinung, die Einwanderung habe ihrem Lande gut getan. Mehr als die Hälfte, 57 Prozent, sagen, in ihren Ländern gebe es «zu viele Ausländer». Je höher die Einwanderungsrate eines Landes ist, desto grösser ist die Abneigung dagegen: 73 Prozent der Franzosen finden, in ihrem Land gebe es zu viele Einwanderer, in Grossbritannien sind es 69 Prozent. Es geht nicht darum, wie viele Einwanderer die Europäer wünschen, sondern, wie viele sie tolerieren.

Die Ablehnung der Einwanderung im Allgemeinen ist nichts, verglichen mit der spezifischen Ablehnung des Islams. Seit dem 11. September 2001 sind in allen europäischen Ländern Ängste hochgekocht, Einwanderer und deren Kinder könnten als fünfte Kolonie tätig sein. Doch schon vor dem 11. September zeigten die erwähnten Umfragen, dass die Franzosen dreimal häufiger über «zu viele Araber» in ihrem Land klagten als über irgendetwas anderes, wovon es zu viel gebe. 2006 sagte Madrids Bürgermeister Alberto Ruiz-Gallardón auf den Islam angesprochen, seine Stadt sei nicht und wolle auch nicht multikulturell sein. Oriana Fallaci Tirade gegen den Islam in Europa, «Die Wut und der Stolz», wurde 2002 mit mehr als einer Million verkaufter Exemplare zum bestverkauften Sachbuch in der Geschichte Italiens. Als 2004 Bernard Lewis, Islam-Spezialist an der Princeton University, von einer deutschen Zeitung gefragt wurde, ob Europa Ende dieses Jahrhunderts eine Supermacht sein werde, hatte er dafür nur ein müdes Lachen übrig. «Europa», sagte er, «wird Teil des arabischen Westens, des Maghreb, sein.»

Angriffe auf Zivilisten

Dänemark hat seine Einwanderungsgesetze in den letzten zehn Jahren vor allem deshalb verschärft, weil Ende der neunziger Jahre alarmierende Prognosen besagten, im Jahr 2020 würden 13,7 Prozent der dänischen Bevölkerung aus «autoritären» Ländern und Kulturen stammen. Da kein EU-Land autoritär regiert wird, kann das Wort als Euphemismus für «nichteuropäisch» verstanden werden. Dass den Europäern Einwanderer anderer Rassen am meisten zu schaffen machen, heisst nicht, dass alle verkappte Rassisten sind. Ihr Unbehagen mag auch von dem Gefühl herrühren, dass Konflikte unserer Vorfahren leicht wieder aufflammen können und dass es einfach ist, politisches Kapital zu schlagen aus der Sehnsucht nach der früheren Zugehörigkeit zu irgendwelchen Bevölkerungsgruppen. Solches Unbehagen empfinden die Europäer gegenüber Basken, Iren und anderen europäischen Bevölkerungsgruppen, und es gibt keinen Grund, warum sie neuen Einwanderern gegenüber nicht ähnliche Gefühle hegen sollten.

Während der Cartoon-Krise im Jahr 2006 reisten in Dänemark lebende Muslime in der Welt herum, um Hass gegen ihr Land zu schüren. Britische Muslime haben Angriffe auf Zivilisten geplant und ausgeführt, und zwar nicht nur im eigenen Land, sondern auch in Israel. Vielleicht lässt sich der Islam langfristig in Europa integrieren, doch es ist keineswegs so, dass dies zwangsläufig geschehen wird.

lien eingewandert, meist, um auf Bauernhöfen, in Läden und Restaurants zu arbeiten. Die Marktpreise gewisser italienischer Produkte würden so tief zu sinken drohen, sagen italienische Bauern, dass es sich nicht mehr lohne, sie auf den Markt zu bringen. In Anbetracht der Globalisierung könnte Italiens tatsächlicher komparativer Vorteil anderswo als in der Landwirtschaft liegen, vielleicht in irgendeinem Hightech-Wirtschaftsmodell, das einträglich, wenn auch nicht sehr «italienisch» wäre. Das allerdings könnte manchen Italienern gegen den Strich gehen. Wer Bescheid weiss über die Geschichte ausländischer Arbeitskräfte in Europa in den letzten fünfzig Jahren, wird sagen, dass – mit oder ohne Einwanderung – viele der traditionellen italienischen Wirtschaftsstrukturen untergehen werden. Denn wenn ein Industriezweig im Sterben liegt, können Einwanderer seinen Tod um ein paar Jahre hinauszögern, aber nicht verhindern. Wenn ein Industriezweig Arbeitsplätze streicht (wie die deutsche Stahlindustrie), können Einwanderer Umstrukturierungen um ein paar Jahre hinauszögern, aber nicht verhindern. Die in alten Einwanderungsländern einsetzende Enttäuschung über die Einwanderung rührt daher, dass die Arbeit verschwindet, für welche man die Einwanderer einstmals geholt hatte.

Industriezweig Sozialhilfe

Es gibt nur noch einen Industriezweig, von dem die Bewohner aller Länder erwarten, dass ihn die Einwanderer retten können. Damit kommen wir zwangsläufig zur zweiten, der sozialistischen Art des Umgangs mit den wirtschaftlichen Aspekten der Einwanderung, dem Industriezweig namens Sozialhilfe.



Einwanderungswirtschaft: Premier Brown.

Die europäischen Wohlfahrtsstaaten der Nachkriegszeit boten die grosszügigsten Sozialleistungen, die Arbeitnehmer je irgendwo erhalten hatten. Deutschlands «soziale Marktwirtschaft» war der Archetyp. Um die Jahrtausendwende umfassten die Sozialleistungen für Arbeitnehmer mancher Unternehmen 32-Stunden-Wochen, sieben Wochen Ferien, umfassenden Krankenversicherungsschutz, Gratisverpflegung, Pauschalabfindungen, die sich im Falle gewerkschaftlich organisierter Metallarbeiter auf knapp 50 Franken pro Stunde beliefen, und, was das Verhängnisvollste war,

Die Arbeit verschwindet, für die man die Ausländer einstmals geholt hat.

Pensionierungen in den Fünfzigern mit Renten, die nur knapp unter den Höchstlöhnen der jeweiligen Laufbahn lagen. Es ist offensichtlich, dass diesem System die Tendenz innewohnte, Sozialleistungen weit über das Tragbare hinaus hochzufahren. Langmütige Vereinbarungen mit Gewerkschaften förderten Streiks und das Spiel mit dem Feuer. Man sah zu, dass man einen ruhigen, gutbezahlten Job fand; es gab keine Anreize, andere Arten von Arbeit anzunehmen, dafür waren die Arbeitslosengelder zu grosszügig bemessen.

Während die europäische Bevölkerung zurückging (wie das Meer), tauchte eine Lösung auf (wie ein Eisberg). Der Einwandererteil der europäischen Bevölkerung war immer noch relativ jung und relativ resistent gegen Europas sinkende Geburtenraten. Hurra, die Einwanderer würden für die nötige *support ratio* – die Anzahl Arbeitender pro Rentner – sorgen! Und deshalb argumentierte man folgendermassen: Wenn die Europäer ihre Vorurteile gegenüber Einwanderern so weit abbauten, dass eine massiv höhere Einwanderung möglich würde, dann erhielten die europäischen Wohlfahrtsstaaten wieder eine versicherungsmathematisch gesicherte Basis. Die Einwanderer, die zu den Symptomen der nicht eingestandenen Probleme des europäischen Systems gehörten, erhielten eine völlig neue Rolle: Sie wurden zu *Dei ex Machina* des europäischen Luxussystems. Aus dürre- und hungergeplagten Dörfchen der Dritten Welt kamen sie angeritten, um die Altersrenten und Zweitwohnsitze, Weindegustationen und Tauchferien der verwöhntesten Arbeitnehmer der Menschheitsgeschichte zu retten.

Störend und teuer

Das hat, gelinde gesagt, nicht mehr viel zu tun mit den Idealen, die den Wohlfahrtsstaaten zugrunde lagen. Es ist auch, ökonomisch betrachtet, nicht stichhaltig. Zwar behaupten viele, die Einwanderung könne den Sozialstaat retten, doch wer sich auskennt, tut das nicht.

«Alle sind verführbar»

Christopher Caldwell sieht Europas Traditionen durch den Islam bedroht. Wenigstens würden die Konfliktzonen nicht mehr tabuisiert.

Wie gefährlich ist der Islam in Europa?

Mein Buch handelt nicht von Terrorismus. Es gibt sicher ein Aufblühen des militanten, imperialistischen Islamismus weltweit. Ich glaube allerdings nicht, dass es zu einem islamistischen «Takeover» in Europa kommen wird. Europa muss sich allerdings viel mehr anstrengen, um den gewöhnlichen Islam zu integrieren. Sonst verschwinden die europäischen Traditionen. **Die Feministin Alice Schwarzer schrieb, die muslimischen Gemeinschaften in Europa würden massiv unterwandert. Stimmt das?**

Nicht alle Muslime sind Islamisten. Doch die neuen islamistischen Identitätsangebote sind verstärkt eingesickert. Die türkischen Gemeinden in Deutschland erwiesen sich bis jetzt als resistent. Vielleicht kann man die Situation mit dem Aufstreben des Kommunismus im letzten Jahrhundert vergleichen: Der Islamismus ist jetzt ein Angebot, bei dem sich jeder Muslim so oder anders entscheiden muss.

Gibt es Herkunftsländer, die besonders gefährliche Muslime produzieren?

Mit solchen Thesen würde ich vorsichtig sein. Sicher sind die Marokkaner in den Niederlanden ein Problem, aber da geht es eher um Kriminalität als um Religion. Ideologisch ist der Wahhabismus in Sau-



«Mehr Realitätssinn»: Autor Caldwell.

di-Arabien gefährlich. Umgekehrt sind die nach England ausgewanderten Pakistani sehr friedlich, aber Pakistan wiederum ist ein fruchtbarer Boden für Islamisten. Ich glaube, die radikalen Strömungen können unter allen Völkern Verbreitung finden. Alle sind verführbar.

Wollen die europäischen Muslime Europäer werden oder Muslime bleiben?

Es gab eine grossangelegte Studie, die auf Interviews mit europäischen Muslimen beruhte und erforschte, wie viele der hier lebenden Muslime die europäische Kultur ablehnen. Fazit: Zehn Prozent der Muslime wollen europäischer werden. Achtzig Prozent sind unentschlossen. Bei zehn Prozent wurde «eine Dynamik der Opposition» gegen Europa festgestellt. Bei zwanzig Millionen in Europa lebenden Muslimen ist das eine beunruhigend hohe Zahl.

Wo liegt die grösste Gefahr der starken Zuwanderung aus islamischen Ländern?

In Europa verbreitet sich ein Unbehagen. Man hat das Gefühl, dass sich die eigenen Traditionen auflösen. Der Islam, eine starke Kultur mit klaren Haltungen, trifft auf ein von Unsicherheiten und Zweifeln geprägtes Europa, das nicht weiss, wofür es steht. Die Europäer spüren, dass sie von den Einwanderungswellen weggedrückt werden.

Was kann getan werden?

Ich gebe keine Politikempfehlungen ab, aber ich erwähne ein Beispiel. Als der Katholik John F. Kennedy für die amerikanische Präsidentschaft kandidierte, musste er die protestantischen Wähler davon überzeugen, dass er keine Befehle vom Papst entgegennimmt. Eigentlich sollte ein guter Katholik seine Loyalität zum Vatikan über alles stellen. Von Kennedy wurde verlangt, diese Wurzeln zu kappen. Hätte er es nicht getan, wäre er nicht gewählt worden. Die Muslime sollten dies ebenfalls tun, aber wer gibt schon freiwillig seine Religion auf?

Woran messen Sie eigentlich eine gelungene Integration?

Der Tory-Politiker Norman Tebbit lieferte eine interessante Formel: Wenn ein in die Niederlande ausgewandertes Marokkaner an einer Fussball-WM für die Niederlande schwärme statt für die Marokkaner, dann sei er integriert. Kein schlechter Gedanke.

Was können die Europäer von der US-Immigration lernen?

Ich befürchte, nicht sehr viel. Die Leute, die in die USA auswandern, wollen Amerikaner werden, sie sind gleichsam voramerikanisiert. Das gibt es nicht in Europa. Niemand kommt in die Schweiz oder nach Frankreich, weil er von der Idee des Schweizer- oder des Französischseins begeistert ist. Manche klagen, das sei ein Fehler der rassistischen Gastgeberländer. Deshalb hoffen Muslime, die in ihrem Gastland nicht als Einheimische akzeptiert werden, darauf, dass sie dank der EU irgendwann als Europäer anerkannt werden.

Was wäre eigentlich so schlimm daran, wenn sich Europa, wie wir es kennen, allmählich auflöste?

Viele Leute haben es nicht gern, wenn man ihnen ihre Wurzeln und Traditionen wegnimmt. Meines Erachtens haben die Menschen sogar ein gewisses Recht darauf, vom Wandel verschont zu werden.

Sehen Sie eine Kapitulation unserer Kultur vor dem Islam?

Ich glaube nicht, dass es ein vollkommen muslimisches Europa geben wird. Was ich feststelle, sind kleinere, aber wichtige Kapitulationen. Wir haben in vielen Ländern bereits Einschränkungen der Redefreiheit. Ich verstehe, dass man sich gegen Holocaust-Leugner zur Wehr setzen wollte, aber der Holocaust kann nicht Ausgangspunkt für Sprechverbote im Zusammenhang mit ganz anderen Themen sein. Ich spreche in meinem Buch von der als Toleranz maskierten Angst. Diese Haltung ist unter politischen Eliten in Europa weit verbreitet.

Ist nicht gerade Ihr Buch ein Beweis dafür, dass sich doch alles zum Besseren wendet? Heute wird wenigstens wieder über unterschiedliche Kulturen und mögliche Konflikte diskutiert. Noch vor wenigen Jahren war es tabu.

Ja! Wir werden hellhöriger gegenüber diesem Phänomen. Es gibt mehr Realitätssinn. Das finde ich erfreulich.

Ist die EU die Lösung oder ein Teil des Problems?

Die politische Desorganisation Europas ist ein Problem, die Schweiz ist davon zum Glück verschont. Die Europäer wissen nicht mehr, wo die Macht liegt. Niemand weiss, wer am Steuer sitzt. Sind es die nationalen Politiker? Sind es die Organe der EU? Niemand scheint es zu wissen.

Christopher Caldwell, Harvard-Absolvent, ist Kolumnist der *Financial Times* und Senior Editor der Wochenzeitung *Weekly Standard*. Seine Texte erscheinen in vielen US-Publikationen.

Die Fragen stellte **Roger Köppel**.



Gastarbeiterinnen 1970, etwa in der Schweiz.

Die Uno-Abteilung für Bevölkerungsfragen hat berechnet, dass es bis Mitte Jahrhundert 701 Millionen Einwanderer, also beträchtlich mehr als die gegenwärtige Bevölkerung Europas, brauchte, um dessen Altersstruktur und *support ratio* zu reproduzieren.

Es ist unrealistisch, von der Einwanderung auch nur eine geringfügige Linderung der Notlage des Wohlfahrtsstaates zu erwarten. Martin Feldstein, Ökonom an der Harvard University, hat Spanien unter die Lupe genommen. Die nächsten fünfzig Jahre wird Spaniens Bevölkerung mit 44 Millionen ungefähr gleich gross bleiben, doch das Verhältnis von Arbeitenden zu Rentnern wird von 4,5:1 auf weniger als 2:1 sinken. Feldstein fragte sich, was geschähe, wenn man 2 Millionen ausländischer Arbeitskräfte ins Land holte – was 54 Prozent mehr wären als zurzeit. Man kann annehmen, dass die sozialen Auswirkungen gewaltig, möglicherweise störend und auf jeden Fall teuer wären. Die fiskalischen Auswirkungen dieses Zustroms hingegen wären mickrig, wie Feldstein zeigt. Die Neuankömmlinge würden nur einen zehnpromzentigen Zuwachs der

Es ist unrealistisch, von der Einwanderung eine Rettung des Wohlfahrtsstaates zu erwarten.

arbeitenden Bevölkerung bewirken. Und da Einwanderer in der Regel den tieferen Wirtschaftsschichten angehören, läge die Zunahme der Arbeitsvergütung – aus welcher die Steuern, die den Sozialstaat finanzieren, stammen – einiges darunter. Feldsteins Schätzung der Arbeitsvergütungszunahme – «um die acht Prozent oder etwas weniger» – dürfte

eher zu grosszügig sein. Von diesen acht Prozent oder weniger müssen die (hohen) Gesundheits- und Bildungskosten der Einwanderer abgezogen werden. Tut man dies, dürfte die Entlastung, die Einwanderer dem Wohlfahrtsstaat bringen, wohl weniger gross sein als die Ansprüche, die sie später an ihn stellen werden.

Ruhestand in Armut?

Einwanderer sind nicht unsterblich. Auch sie werden älter und gehen in Rente, worauf das System sich ihrer und ihrer überdurchschnittlich grossen Familien annehmen muss. Auf dieses Problem haben Europas führende Politiker mit nicht viel mehr als Wunschdenken reagiert. «Langfristig werden die Einwanderer ebenfalls älter werden und die Nichterwerbstätigen-Proportion verschlechtern», stand Ende 2007 in einem Bericht des britischen Innenministeriums, «allerdings nur, wenn man davon ausgeht, dass sie im Rentenalter in Grossbritannien verbleiben.» Du meine Güte: Wovon soll man denn sonst ausgehen? Soll man eher annehmen, die Einwanderer geben Jahrzehnte ihres Lebens und zigtausend Pfund sauer verdienten Gelds her, um einen teuren und umfassenden Wohlfahrtsstaat für Europäer zu finanzieren, und ziehen sich genau dann, wenn sie sich für ihre Beiträge schadlos halten könnten, diskret in die Dritte Welt zurück, um dort ihren Ruhestand in Armut zu geniessen? Um den Wohlfahrtsstaat zu unterstützen, müssten Einwanderer und ihre Nachkommen mehr Sozialleistungen bezahlen als beziehen. Dafür arbeiten und verdienen sie aber nicht genug.

Vielmehr deutet alles darauf hin, dass sie mehr Sozialhilfe beziehen als bezahlen. In den Niederlanden erhalten 40 Prozent der Einwanderer irgendeine Form staatlicher Unterstützung. Laut dem Institut zur Zukunft der Arbeit bezahlen gebürtige Deutsche im Alter von 20 bis 65 mehr Steuern, als sie an Dienstleistungen beziehen, Türken hingegen nur im Alter von 28 bis 57.

Eine erstaunliche Statistik der europäischen Einwanderungsgeschichte belegt, dass in Deutschland die Zahl der ausländischen Einwohner von 1971 bis 2000 kontinuierlich von 3 Millionen auf 7,5 Millionen gestiegen ist, die Anzahl angestellter Ausländer in der arbeitenden Bevölkerung sich aber nicht verändert hat. Sie blieb eisern bei ungefähr 2 Millionen stehen. 1973 gehörten 65 Prozent der Einwanderer in Deutschland zur arbeitenden Bevölkerung, 1983, zehn Jahre später, waren es nur noch 38 Prozent.

«Demografische Bulimie»

Diese Entwicklung ist überall in Europa feststellbar. 1994 kamen in Frankreich nur 29 Prozent aller Einwanderer ins Land, um zu arbeiten. (Das heisst nicht, dass die übrigen 71 Prozent arbeitslos blieben, sondern dass sie



Bauarbeiter am Potsdamer Platz in Berlin.

zum Zweck der Familienzusammenführung ins Land kamen, als Asylsuchende oder aus anderen nichtwirtschaftlichen Gründen.) Von denjenigen, die zugelassen wurden, um zu arbeiten, stammten 70 Prozent aus anderen europäischen Ländern, 7 Prozent aus nordafrikanischen.

Mittlerweile leidet Europa an etwas, das Hans Magnus Enzensberger als «demografische Bulimie» bezeichnet hat, das heisst, dem Wahn, zu wenige und zu viele Bewohner zugleich zu haben. Das hat viel mit dem Sozialstaat zu tun. Seinetwegen erfolgt die Einwanderung in Europa geordneter als in den USA. Es gibt relativ wenig illegale Einwanderer – mehrere hunderttausend in Grossbritannien, nur Zehntausende in Skandinavien – verglichen mit 12 Millionen in den USA. Aber dem ist so, weil die Gefahr, ausgeschafft zu werden, klein ist und es für Einwanderer grosse finanzielle Anreize gibt, den Staat wissen zu lassen, dass sie da sind. Fragt sich nur, wofür.



Christopher Caldwell: Reflections on the Revolution in Europe: Immigration, Islam, and the West. Allen Lane. Fr. 37.90

Übersetzung von **Thomas Bodmer**



Muslime

Allah und die Windmühlen

In den Niederlanden lässt sich der machtvolle Vormarsch des Islam in Europa deutlich beobachten. Unser Autor, ehemaliger Zürcher Regierungsrat, erlebt die Entwicklungen seit Jahren aus nächster Nähe.

Von Christian Huber

Die Niederlande: flächenmässig unwesentlich grösser als die Schweiz, aber mit sechzehn Millionen Einwohnern äusserst dicht besiedelt. Windmühlen, Holzschuhe, Edamer Käse. Blonde Hünen und Frauen mit Brüsten wie Melonen (das ist nicht von mir, das hat Jacques Brel so gesungen). Einst eine stolze, seefahrende Nation mit Kolonien, heute ein Volk von tüchtigen Kaufleuten, Blumenzüchtern und Bauern. Shell, Philips, Heineken, Unilever. Eine tolerante und multikulturelle Gesellschaft, nicht erst seit der Hugenottenzeit willkommene neue Heimat für Verfolgte.

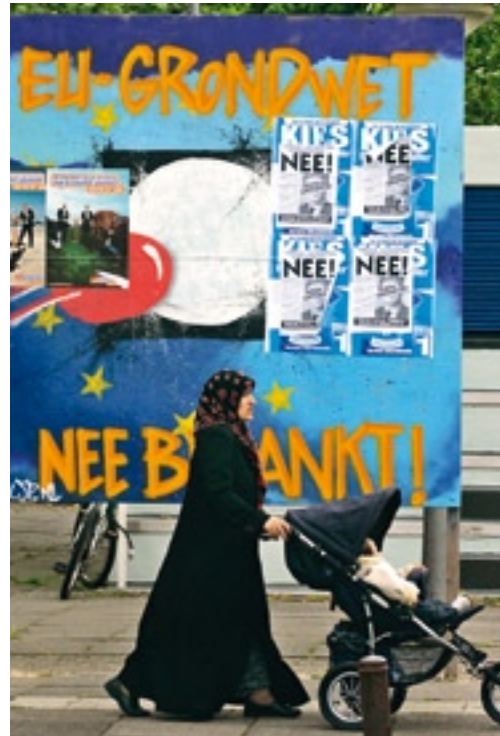
So etwa assoziiert man als Schweizer das platte Land an der Nordsee. Doch das Idyll hat Risse bekommen. Pim Fortuyn («Ich sage, was ich denke, und ich tue, was ich sage») trat erfolgreich mit seiner neugegründeten Partei «Lebenswertes Rotterdam» gegen die Auswüchse des Sozialstaates an und wurde von einem politischen Gegner ermordet. Theo van Gogh, der mit seinen Filmen *Muslime* erzürnte, wurde von einem jungen Muslim in Amsterdam auf offener Strasse erschossen und zur Sicherheit auch noch erstochen. Geert Wilders, Gründer der erfolgreichen antiislamischen «Partei für die Freiheit» (PVV), lebt unter ständigem Polizeischutz.

Frauen in unterschiedlichen Stadien der Verschleierung sowie bärtige Männer im Kaftan sind in den grossen niederländischen Städten allgegenwärtig. Rotterdams Bürgermeister Ahmed Aboutaleb ist marokkanisch-niederländischer Doppelbürger, ebenso Ahmed Marcouch, Bezirksbürgermeister des Amsterdamer Stadtteils Slotervaart. Islamische, katholische und protestantische Schulen sind einander gleichgestellt. Aboutaleb berief den umstrittenen, aus Genf stammenden Theologen Tariq Ramadan, der kein Wort Niederländisch spricht, als Integrationsberater und kulturellen Brückenbauer nach Rotterdam (wo er sich eifrig daran machte, Brücken einzureissen), und der Tilburger Imam Ahmed Salam betrachtete es als eine Verletzung seiner religiösen Gefühle, als Ministerin Rita Verdonk – also eine Frau – von ihm erwartete, dass er ihr die Hand gebe.

Ich bin kein «Anti-Islam-Hysteriker»

Als liberaler und polyglotter Mensch, der seit fünf Jahren in verschiedenen Ländern lebt, habe ich eine instinktive Abneigung gegen

nationalistische Scharfmacher und kleinkarierte Extremisten. Ich will auch nicht einfach unbesehen die antiislamischen Parolen eines Geert Wilders nachbeten (er forderte kürzlich eine «Kopflumpengebühr» für Kopftuchträgerinnen), die Verschwörungstheorien der britischen Autorin Bat Ye'or («Euroabia: The Euro-Arab Axis») übernehmen oder zu der «Horde von ziemlich zwielichtigen Anti-Islam-Hysterikern» gehören, wie der *Zeit*-Journalist Jörg Lau die Warner vor einer Islamisierung Westeuropas vorsorglich abqualifiziert hat. So



Einzug der Scharia: Muslimin in Amsterdam.

versuche ich denn, mich dem Thema möglichst unbefangen zu nähern.

Die Diskussion in den Niederlanden ist insofern weiter als diejenige in der Schweiz, als die fortschreitende Islamisierung unübersehbar und als Tatsache im Wesentlichen auch nicht bestritten ist. Die Diskussion geht darum, wie weit die Scharia bereits in den niederländischen Alltag eingedrungen ist, ob und, falls ja, wann die muslimische Bevölkerung in den Niederlanden eine bestimmende Minderheit oder gar die Mehrheit stellen wird, welches die Implikationen für eine traditionell christlich-abendländischen Werten verpflichtete Nation

und die Konsequenzen für die europäische Staatengemeinschaft wären.

Bis zu vier Ehefrauen

Die Scharia ist nicht ein Rechtssystem wie die schweizerische Gesetzgebung mit Zivilgesetzbuch, Strafgesetzbuch etc., sondern eine allgemeine religiöse Pflichtenlehre, welche die ganze Lebensführung beeinflusst, wie es denn auch «den Islam» als homogene Lehre gar nicht gibt. Viele Regeln der Scharia sind durchaus mit unserem Recht kompatibel, und das wird auch von denjenigen betont, die – wie Sozialanthropologie-Professor Christian Giordano in der Schweiz, Erzbischof Rowan Williams in Grossbritannien oder Justizminister Piet Hein Donner in den Niederlanden – eine Anwendung der Scharia in Westeuropa befürworten, nicht ausschliessen oder für unvermeidlich halten. Aber ausgerechnet in den wichtigen Bereichen Familienrecht, wo Frauen und Nicht-Muslimen benachteiligt sind, sowie Strafrecht, wo Amputation, Zu-Tode-Steinigen und Auspeitschen als Sanktionen vorgesehen sind u. a. für hierzulande nicht strafbare Sachverhalte wie Ehebruch oder Konversion zum Christentum, ist die Scharia mit unserer Rechtsordnung völlig unvereinbar.

Im niederländischen Alltag hält die Scharia schleichend Einzug. Für den jungen Marokkaner sind Zusammenleben und sexuelle Beziehungen mit seiner – was bei den *meisjes* als chic gilt – zum Islam konvertierten niederländischen Freundin ein absolutes Tabu, es sei denn, die beiden gehen in ihrer Quartiermoschee eine islamische Ehe ein. Das geschieht offenbar recht häufig. Der jungen Frau wird erst dämmern, dass sie daraus nicht die geringsten Rechte ableiten kann, wenn ihr «Mann», ihrer überdrüssig geworden, ebenfalls nach islamischem Recht, ihre Verstossung ausspricht. Es kommt auch vor, dass der Imam in der Moschee den gläubigen Muslim, der bereits zivilrechtlich verheiratet ist, islamisch mit einer zweiten Frau traut. Die Scharia erlaubt bis zu vier Frauen, wenn der Mann sie unterhalten kann. Das ist in den Niederlanden – anders als in Frankreich mit seiner strengen Trennung von Kirche und Staat – nicht einmal strafbar. Denn nach bürgerlichem Recht ist die zweite (und dritte und vierte) Ehe keine gültig geschlossene Ehe. Sodann wird kein nieder-

ländischer Notar einem gläubigen Muslim die Ausfertigung und Beglaubigung eines Testaments verweigern, in dem dieser – wie es die Scharia will – seiner Tochter nur die Hälfte dessen vererbt, was er seinem Sohn hinterlässt.

In vielen Teilen ist die hinter der Scharia stehende Glaubensüberzeugung mit der in den Niederlanden geübten Toleranz, Emanzipation und Aufgeklärtheit unvereinbar: Einschränkung der Glaubens- und Meinungsäusserungsfreiheit, Benachteiligung der Frau, Tolerierung häuslicher Gewalt, Diskriminierung der Homosexuellen, unterschiedliche Behandlung von Muslimen und Nicht-Muslimen, automatische Zuweisung des Sorgerechts an den Vater – die Liste ist nicht vollständig. Zurzeit überwiegen deshalb in den Niederlanden (noch) die Stimmen derjenigen Meinungsführer, die gegen die Scharia sind wie der Liberale Paul de Krom, der sagt: «Unsere Botschaft an jedermann, der die Scharia in unserem Land einführen will, ist einfach: Nein, vergiss es. Jetzt nicht, morgen nicht, nicht durch die Vordertür und auch nicht durch die Hintertür. Alle Türen müssen geschlossen und die Schlüssel weggeworfen werden.» Immerhin hat er damit den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte hinter sich, der 2003 feststellte, dass die Scharia nicht vereinbar sei mit den fundamentalen Prinzipien der Demokratie.

Mohammed: populärster Vorname

In Gross-Amsterdam, der Agglomeration Den Haag, in der Agglomeration Rotterdam und in vielen weiteren Gebieten der Niederlande macht die muslimische Bevölkerung zwischen 5,7 und 12,7 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. «Mohammed» ist in den vier grössten niederländischen Städten der populärste Vorname für Neugeborene. Im August 2009 titelte der *Daily Telegraph*: «Muslim Europe: the demographic time bomb transforming our continent». Darin wurde vorgerechnet, dass die in Europa lebende muslimische Bevölkerung sich in den letzten dreissig Jahren mehr als verdoppelt hat und sich infolge hoher Geburtenrate und ungebremster Zuwanderung bereits 2015 noch einmal verdoppelt haben werde. Prognosen über Bevölkerungsentwicklung und Geburtenraten sind naturgemäss dem Kaffeesatz verpflichtet. Immerhin machen gemäss einem Papier des Europäischen Parlaments Muslime bereits heute 25 Prozent der Bevölkerung in Rotterdam aus. Und die aktuelle Geburtenrate der Marokkanerinnen ist in den Niederlanden mit 3,12 Kindern deutlich höher als diejenige der Niederländerinnen mit 1,43 Kindern. Es gibt Studien, deren Seriosität ich nicht überprüfen kann, wonach Europa ab dem Jahr 2050 eine muslimische Bevölkerungsmehrheit aufweisen könnte.

Die Diskussion, wann es so weit sei, dass in den Niederlanden mehr Muslime leben als

Autochthone, wie hier die «einheimischen» Niederländer genannt werden, halte ich für uninteressant. Meines Erachtens ist die Frage viel drängender, ab welchem Bevölkerungsanteil eine Minderheit von der Bevölkerungsmehrheit mit Erfolg Privilegien, Rechte und Rücksichtnahmen einfordern kann, die den Werten und Auffassungen dieser Mehrheit diametral entgegenstehen.

Konkret: getrennter Unterricht für Knaben und Mädchen, bei den Knaben keine Lehrerinnen und keine homosexuellen Lehrer, keine wichtigen Prüfungen während des Ramadan, keine offiziellen christlichen Feiertage und keine christlichen Symbole in der Öffentlichkeit wegen der Gefahr der Verletzung religiöser Gefühle, Gleichstellung von Koranschulen mit dem übrigen Unterrichtswesen, keine Darstellung von nicht völlig bekleideten Frauen in Kunst und Medien – wiederum wegen der Gefahr der Verletzung religiöser Gefühle –, Anerkennung von Scharia-Gerichten, Kriminalisierung islamkritischer Äusserungen und so weiter.



Aufmüppiges Volk: Politiker Wilders.

Diese Diskussion wird hier erstaunlich offen geführt. Die Niederländer sind ein ziemlich aufmüppiges und wenig obrigkeitgläubiges Volk, das sich nicht das Maul verbieten lässt. Allerdings sind nach offizieller Regierungsdoktrin Einwanderer nicht nur eine kulturelle, sondern auch eine demografische und ökonomische Bereicherung. Das ist Wasser auf die Mühle extremer Parteien wie der PVV von Geert Wilders. Er nahm die Regierung beim Wort und wollte konkrete Zahlen über Nutzen und Kosten der Einwanderung in den letzten Jahrzehnten. Die Regierung machte den dümmsten aller Fehler und verweigerte die

Antwort auf die im Parlament eingereichte Anfrage mit der Begründung, man könne Menschen nicht auf Zahlen reduzieren. Das angesehene Politikmagazin *Elsevier* widersprach. Die meisten Immigranten kämen aus ökonomischen Gründen, also könne und dürfe man Immigration rechnerisch erfassen. *Elsevier* rechnete unwidersprochen vor, dass die Immigration die Niederlande in den letzten vierzig Jahren 200 Milliarden Euro gekostet habe. Geert Wilders und seine PVV gehen nicht nur deshalb einem gloriosen Wahlsieg entgegen.

Der Westen, die Schweiz, die Minarette

Der machtvoll vordringende Islam mit seinen in jeden Lebensbereich eingreifenden Regeln und mit seiner Gleichsetzung von Religion und Staat stösst auf einen Westen, der sich seiner christlich-abendländischen Wurzeln kaum mehr bewusst ist und überlieferte Tugenden als verstaubt belächelt, aber noch kein alternatives Modell eines tragfähigen Lebensentwurfs entwickelt hat, ausser man betrachte Materialismus, Raffgier, Hedonismus und Beliebigkeit als tragfähige Lebensentwürfe. Fundamentale Werte der Aufklärung wie Toleranz, Religionsfreiheit, Pressefreiheit und Meinungsäusserungsfreiheit sind mit dem Vormarsch des Islam ernsthaft bedroht.

Ein kurzer Exkurs zur schweizerischen Befindlichkeit: Ich verfolge die Diskussion um die Minarett-Initiative aus gelassener Distanz. Aber ich habe mit qualifiziertem Befremden im Blog des *Tages-Anzeiger*-Journalisten und bekennenden Atheisten Hugo Stamm, der gewerbmässig von der Presse- und Meinungsäusserungsfreiheit Gebrauch macht, gelesen, die Minarett-Initiative provoziere muslimische Extremisten. Das ist sogar ziemlich wahrscheinlich, kann aber in einer Demokratie kein Kriterium sein. Anders Stamm: «Wir sind eine halbwegs [sic!] zivilisierte, pluralistische und demokratische Gesellschaft. Deshalb [sic!] sollten wir so intelligent sein und extremistischen Gruppen keinen Vorwand liefern, gegen uns zu hetzen und allenfalls Anschläge zu verüben.» Und dann folgt ein ungeheuerlicher Satz: «Was würden Sie den Initianten der Initiative sagen, wenn Ihr Kind bei einem Bombenanschlag verletzt würde und ein Bekennerbrief sich auf die Minarett-Initiative beziehen würde?» Folgerichtig relativiert Stamm – «ein Schuss Pragmatismus gehört dazu» – die fundamentale Menschenpflicht, für Freiheit und die freie Meinungsäusserung zu kämpfen. Das mache nur dort Sinn, «wo die Chance besteht, etwas zu erreichen».

Wenn wir so denken, haben wir den Kampf für fundamentale westliche Werte und Freiheiten bereits verloren.

Christian Huber (SVP) war von 1999 bis 2005 Finanzdirektor des Kantons Zürich. Seit 2005 lebt er mit seiner Frau Charlotte auf dem Hausboot MS Kinette in Frankreich, Belgien und den Niederlanden.

Abgerechnet wird am Zahltag

Der Chefredaktor der *Wiener Zeitung* wurde freigestellt. Auch weil er ketzerische Thesen zur Lohnungleichheit zwischen den Geschlechtern vertritt. Wie steht es um die Benachteiligung von Schweizer Frauen im Erwerbsleben? Von Peter Keller und Miroslav Barták (Illustrationen)



«Welche Firma ist so idiotisch, jemandem für die gleiche Arbeit ein Viertel mehr zu zahlen?»

Andreas Unterberger ist ein freundlicher Mensch, der nicht immer freundliche Ansichten vertritt. Man könnte ihn deswegen auch einen Querkopf nennen. Als Chefredaktor der *Wiener Zeitung* verfasste der Mann ein, wie er es selber nannte, «nicht ganz unpolitisches Tagebuch». Mal lästerte er darin über die staatliche «Fernsehmarktordnung», mal über die «Geldquelle Klimawandel», mal über das leistungsfeindliche Schulsystem in Österreich.

In der Summe hat sich Unterberger eine schöne Anzahl Feinde zusammengeschrieben. Seit zwei Wochen setzt er dieses Werk auf seiner privaten Homepage fort. Denn der Chefredaktor Unterberger ist nicht mehr. Sein Vertrag wurde aufgelöst – von höchster Stelle: Die *Wiener Zeitung* gehört dem österreichischen Staat, und laut Gesetz ist es der Bundeskanzler, der über den Posten des Chefredaktors zu bestimmen hat.

Offenbar verspürte der amtierende Kanzler Werner Faymann (SPÖ) wenig Lust, Unterbergers «nicht ganz unpolitisches Tagebuch» weiterführen zu lassen. Dessen letzter Eintrag vor der Entlassung handelte «Von Männern und Frauen». Dabei ging es dem Autor nicht um die Irrungen und Wirrungen im menschlichen Liebesleben, sondern um den Aktions-

Wenn Männer besser verhandeln, darf man ihnen das schwerlich vorwerfen.

tag «Equal Pay Day», an dem Frauenverbände auf Lohndiskriminierungen zwischen den Geschlechtern aufmerksam machen.

In Österreich, so lautete die Hauptkritik der «Equal Pay Day»-Organisatorinnen, würden Frauen für die gleiche Arbeit 26 Prozent weniger verdienen als Männer. Der Schweizerische

Gewerkschaftsbund (SGB) geht bei uns von 19 Prozent Lohnunterschied aus. Andreas Unterberger glaubt diesen Zahlen nicht: Er spricht von einem «argen Missbrauch» statistischer Globaldaten.

Lohndiskriminierung als Tabu

«Welche Firma ist so idiotisch», eröffnet Unterberger seine Polemik, «jemandem für die gleiche Arbeit ein Viertel mehr zu zahlen? Jeder Geschäftsführer, der das täte, würde vom Eigentümer mit nassen Fetzen davongejagt.» Tatsächlich sind die Top-Positionen auch der grössten Schweizer Unternehmen mehrheitlich von den angeblich viel teureren Männern besetzt. Bei den SMI-Firmen 2008 seien lediglich zwölf Prozent der Verwaltungsräte weiblich, klagte die Präsidentin der Wirtschaftsfrauen Schweiz, Astrid van der Haegen, am diesjährigen Schweizer «Equal Pay Day».

Sabine Schmelzer von den Business and Professional Women Switzerland hält das Thema Lohndiskriminierung für ein Tabu. «Daher würde auch kein Geschäftsführer auf die Idee kommen, aus Kosteneinsparungsgründen mehr Frauen einzustellen, weil er dann ja eingestehen würde, dass er diesen weniger bezahlt.» Auch Christina Werder, SGB-Zentralsekretärin, glaubt, dass Unternehmen vor einem solchen «massiven Imageschaden» zurückschrecken würden. Die Frage bleibt: Ist die Lohnungleichheit auch eine Lohnungerechtigkeit? Oder gibt es nachvollziehbare Gründe, warum Männer mehr verdienen als Frauen?

Astrid van der Haegen erklärt sich die teilweise eklatanten Unterschiede bei den Spitzgehältern damit, dass Frauen «wesentlich höhere Grundsätze bezüglich Ethik und Moral» hätten und viele darum ein Jahreseinkommen, welches über 500 000 Franken liege, ablehnten. Weniger Lohn, aber mehr Moral – sieht so die geschlechtsspezifische Gleichung aus?

Wenn der Schweizerische Gewerkschaftsbund von 19 Prozent Lohndifferenz zwischen den Geschlechtern ausgeht, bezieht er sich auf die jüngste vom Bundesamt für Statistik (BFS) erstellte Lohnstrukturerhebung (LSE). Mit Stichproben bei rund 46 300 privaten und öffentlichen Unternehmen bzw. Verwaltungen berechnete das BFS für das Jahr 2006 standardisierte Bruttomonatslöhne je nach Branche. Interessanterweise wird die kleinste Differenz im Baugewerbe mit 6,8 Prozent ausgewiesen. Wenn sich eine Frau in dieser

klassischen Männerdomäne durchgesetzt hat, kommt sie offenbar auf fast den gleichen Zahltag wie ihre Kollegen. Viel markanter sind die Unterschiede im Finanzdienstleistungsbereich. Frauen bekommen gemäss der LSE-Statistik im Versicherungs- und Kreditgewerbe um 30,4 bzw. 31,3 Prozent niedrigere Gehälter.

Allerdings ist diese Lohnstrukturerhebung mit der nötigen Vorsicht zu gebrauchen. Sie erfasst auf der Arbeitnehmerseite Faktoren wie Geschlecht, Alter, Bildungsstand, Stellung im Beruf, Dienstjahre; auf Seiten des Unternehmens die Grösse, den Arbeitsbereich und die Grossregion, in der das Unternehmen angesiedelt ist. Leider gehe nicht hervor, wie die Lohn Differenz zwischen Männern und Frauen exakt berechnet werde, kritisiert Christina Felfe von der Universität St. Gallen: «Wir haben es mit einer einfachen Differenz der Mittelwerte ohne Berücksichtigung von individuellen und Firmencharakteristiken, jenseits der oben genannten Faktoren, zu tun.»

Zu den wichtigen individuellen Charakteristiken gehört die Arbeitserfahrung. Hier zieht die LSE zwar die Dienstjahre im gleichen Unternehmen mit ein, bedeutsamer ist jedoch die gesamte Berufserfahrung. Erfolgt eine Unterbrechung wegen Mutterschaft, kann sich das negativ auswirken. Felfe: «Während Frauen zu Hause bleiben, haben Männer die Möglichkeit, sich fortzubilden.» Dass Frauen häufig Teilzeit arbeiten, verschärft die Unterschiede, da die gesammelte Arbeitserfahrung geringer ausfällt als bei Vollzeitbeschäftigten. Einer durchschnittlichen Jahresarbeitszeit (2007) von 1792 Stunden bei den Männern stehen lediglich 1240 bei den Frauen gegenüber.

Individuelle Fähigkeiten wie Produktivität, Arbeitseinsatz, Motivation, Teamfähigkeit üben einen grossen Einfluss auf die Lohnbildung aus, sind jedoch nur schwer messbar. Zwar gibt es moderne wissenschaftliche Methoden, diese setzen aber die Beobachtung einzelner Arbeitnehmer über grössere Zeiträume voraus, «was man meiner Meinung nach in der LSE nicht tut», bilanziert Christina Felfe.

Überzeit gehört dazu

Die Lohnstrukturerhebung geht je nach Branche von einer Vierzigstundenwoche aus. In höheren Positionen wird jedoch eine Mehrleistung erwartet, die nicht speziell vergütet wird. Ein gewisses Mass an Überzeit gehört dazu. Andreas Unterberger zitiert deutsche Studien, die belegen, dass Männer im Schnitt mehr als Frauen arbeiten: «Bei den Selbständigen sind das etwa 49 Wochenstunden gegenüber 36 weiblichen.» Sabine Schmelzer (Business and Professional Women) widerspricht: «Frauen in Führungspositionen müssen genauso viel und hart arbeiten wie ihre männlichen Kollegen.» Das Bundesamt für Statistik kann im-

merhin eine Aussage zum durchschnittlichen Überzeitvolumen machen: Männer weisen jährlich nichtkompensierte 127 Stunden aus. Frauen kommen auf 59 Stunden.

Monika Bütler, Volkswirtschaftsprofessorin an der Universität St. Gallen, verweist auf den grossen Einfluss persönlicher Vorlieben (die Ökonomen sprechen von Präferenzen), die sich auf das Einkommen niederschlagen können: «Wenn ein Vorgesetzter lieber mit gleichgeschlechtlichen Mitarbeitern zusammenarbeitet, dann nimmt er unter Umständen höhere Lohnkosten in Kauf. In diesem Fall bleiben Lohnunterschiede auch im Markt bestehen.» Soweit ihr bekannt sei, würden auch eher Leute befördert, die dem Vorgesetzten ähnlich seien. Man brauche keine kompli-



Weniger Lohn, mehr Moral.

zierten empirischen Studien, um zu sehen, dass Arbeitsgruppen oft homogener bezüglich Geschlecht, Nationalität und Alter seien, als dies aufgrund der Situation zu erwarten sei. Nach diesem Ansatz ist es wenig verwunderlich, dass in einer von weissen Männern dominierten Wirtschaftswelt wiederum weisse Männer in Führungspositionen nachrücken.

Aus eigener Erfahrung weiss Monika Bütler, dass auch arbeitsmarktfremde Elemente noch immer eine gewisse Rolle spielen: «Ich kann mich selber erinnern, wie ein früherer Chef auf meine Lohnforderung mit der Bemerkung <Sie brauchen das doch gar nicht> reagierte und meinem verheirateten Kollegen dieselbe Erhöhung trotz schlechterer Qualifikation zugestand.» Sie habe die Lohnerhöhung dann doch noch erhalten, fügt die Nationalökonomin schmunzelnd hinzu.

Das Beispiel zeigt, dass Männer und Frauen unterschiedlich forsch verhandeln, Männer

sich oft besser «verkaufen», was auch Christina Werder vom SGB bestätigt. Sabine Schmelzer sieht überkommene Erziehungsgrundsätze wirken wie: Sei immer schön bescheiden. «Da werden wir von den Business and Professional Women im nächsten Jahr Abhilfe schaffen und Lohnverhandlungs-Workshops anbieten.»

Zumindest in der Privatwirtschaft stellt ein Arbeitsvertrag ein freies Vertragsverhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer dar, die Lohnhöhe ist Verhandlungssache. Wenn Männer besser verhandeln, darf man ihnen das schwerlich vorwerfen.

Sonst bliebe immer noch der Weg vors Gericht. Wer sich diskriminiert fühlt, kann seinen Arbeitgeber einklagen. Andreas Unterberger fragt sich, warum trotzdem nicht mehr Anzeigen bei den «um die eigene Wichtigkeit ringenden Gleichstellungsbeauftragten» vorliegen. Dieselbe Frage stellte die *Weltwoche* dem Eidgenössischen Büro für Gleichstellung von Frau und Mann. Das Amt sah sich jedoch nicht imstande, innerhalb von zehn Tagen auf fünf Fragen zu antworten. Die Direktorin weile im Ausland, die stellvertretende Direktion sei krankgeschrieben, und der Beauftragte für Öffentlichkeitsarbeit, so viel sagte er noch, sei «nicht befugt», über inhaltliche Fragen Auskunft zu geben.

Böse Ironie

Man könnte es eine böse Ironie nennen: Andreas Unterberger zählte von der Präsenzpflicht bis zum Pensionseintrittsalter Frauenprivilegien auf, die normalerweise nicht auf dem Lohnausweis auftauchen. Zudem würden in Krisenzeiten viel weniger Frauen arbeitslos, weil sie eher in kündigungssicheren Sozialberufen oder im öffentlichen Dienst tätig seien. Sein Fazit: «Weit mehr Männer sind arbeitslos.» Mittlerweile auch er selber.

Verdienen Frauen zu Unrecht viel weniger? Oder liegt ein «arger Missbrauch» statistischer Erhebungen vor, wie Unterberger vermutet? Die von den Gewerkschaften kolportierten neunzehn Prozent Lohnnachteil sind rein politisch motivierte Zahlen. Diskriminierung bei der Einstellung, Beförderung und Lohnbildung könne wissenschaftlich nicht bewiesen werden, sagt Christina Felfe von der Universität St. Gallen, «sie kann aber auch nicht ausgeschlossen werden».

Selbst wenn alle individuellen Faktoren wie Qualifikation oder Mobilität angemessen berücksichtigt werden, bleiben für die Volkswirtschaftlerin Monika Bütler von der Universität St. Gallen unerklärbare Lohnunterschiede, die sie als «Diskriminierung im weiteren Sinne» versteht, weil die Benachteiligung nicht immer bewusst erfolge. Wie hoch diese Restdiskriminierung zu veranschlagen ist, darüber herrscht nur insofern Einigkeit, als dass man sich nicht einig ist. ○

«Das ist er!»

Der Theatermacher und Künstler Christoph Schlingensiefel ist todkrank. Die Inszenierung seines Leidens auf der Bühne und im Leben ist ihm monumental geraten. Der einstige Provokateur tritt als Schmerzensmann auf. *Von André Müller*

Der Mensch giert nach Superlativen. Die Medien liefern sie ihm: den reichsten Mann der Welt (Bill Gates), die mächtigste Frau (Angela Merkel), den ältesten noch aktiven Schauspieler (Johannes Heesters, demnächst 106), die schönste Grossmutter (Marlene Dietrich, tot). Christoph Schlingensiefel hat es immerhin zu «Deutschlands prominentestem Patienten» (*Hamburger Morgenpost*) gebracht.

Seit Januar 2008 weiss die Öffentlichkeit: Er hat Lungenkrebs. Der Schauspieler Udo Kier, einst «bester Freund» und Star einiger seiner Filme, hatte es der Presse verraten. In dem zum Bestseller aufgestiegenen Krankenbericht «So schön wie hier kann's im Himmel gar nicht sein» nennt ihn Schlingensiefel nur noch «Dödel», denn, Zitat: «Warum kann ich nicht selbst bestimmen, wann und wie ich das mitteile?»

Nach dem Geplauder des «Dödels» liess der Kranke per Anwalt verbieten, sein Leiden öffentlich zu erwähnen. Von da an war er nur noch «angeblich» krank, bis er selbst die Inszenierung seines Leidenswegs übernahm. Sie ist, wie man jetzt sagen kann, monumental geraten. Im September 2008 zeigte er in Duisburg anlässlich der Ruhrtriennale sein aus geliehenen Text- und Musiksnipseln von Hölderlin bis Heiner Müller, von Bach bis Wagner zusammengesetztes Oratorium «Die Kirche der Angst vor dem Fremden in mir», das auch zum Berliner Theatertreffen eingeladen wurde. Die Fortsetzung «Mea Culpa» (März 2009) füllte dann schon das Wiener Burgtheater und als Gastspiel die Münchner Oper.

Triumph des Überlebens

Ich besuchte in München die Zweitvorstellung. Das hochgestimmte Publikum erschien festlich gekleidet wie zu «Lohengrin» oder «Tosca». Als der Todkranke, ergraut und abgemagert, in einem improvisierten Zwischenstück selbst auf die Bühne trat, raunte ein Herr in der Reihe vor mir seiner Begleiterin zu: «Das ist er!» Nicht die entwaffnende Schamlosigkeit, mit der Schlingensiefel seinen Verfall ausstellt, verursacht mir Unbehagen. Wenn es ihm hilft, warum nicht? Mich stört die Sensationslust der Zuschauer, die sich als Mitgefühl tarnt.

Der Romancier und Soziologe Elias Canetti hat in seinem ihm wichtigsten Werk «Masse und Macht» die Trauer über einen Todesfall als verkappten Triumph des Überlebens entlarvt. In einem Interview, das ich 1971 mit ihm führte, formuliert er es so: «Ich glaube, dass



Entwaffnende Schamlosigkeit: Regisseur Schlingensiefel im Jahr 2008.

der Ursprung der Macht in dem Augenblick liegt, in dem ein Mensch konkret einem Toten gegenübersteht [...]. Darin ist, auch wenn man den Toten beklagt, immer ein Element des Triumphs enthalten.» Schlingensief ist nicht tot, aber er präsentiert sich (obwohl wir doch alle sterben müssen) exemplarisch als Todgeweihter.

Der einstige Provokateur tritt als Schmerzensmann auf. 2001, noch kerngesund, schleuderte er während einer Aufführung seiner an Shakespeare nur vage erinnernden «Hamlet»-Inszenierung im Zürcher Schauspielhaus dem murrenden Publikum entgegen: «Sie sind hier und haben eine Karte bezahlt, um die Klappe zu halten.» Einer Theaterbesucherin, die den Saal verliess, rief er nach: «Gehen Sie bitte ins Bett und schlafen Sie durch, bis Sie tot sind, das dauert bei Ihnen ohnehin nicht mehr so lang.»

Der scheinbare Widerspruch zwischen den verletzenden Ausfällen und dem bubenhaften Charme dieses ewigen Jünglings verblüffte viele. Auf seine öffentlich zur Schau getragene «Frechheit» angesprochen, antwortete er in einem Interview: «Alles gespielt.» Seit ihm ein Lungenflügel fehlt, spielt er nicht mehr. Seine Witze sind Galgenhumor. Presse und Publikum feiern ihn als glänzenden Entertainer, der heroisch und dabei auch noch unterhaltsam gegen die Krankheit kämpft. Denn Krebs ist Krieg. Man kann ihn besiegen.

Es gibt aber neben dem von Canetti vermuteten Triumph der Überlebenden auch das Gegenteil. Der Jude George Tabori, Schriftsteller und Theaterlegende, dessen Verwandtschaft in Hitlers Konzentrationslagern umkam, sagte mir 1994 im Interview: «Ich fühle mich schuldig als Überlebender den Toten gegenüber.» Tabori schämte sich, davongekommen zu sein. Als ich Christoph Schlingensiefs Buch über die Krankheit las, erinnerte ich mich an dieses Interview. Denn aus jeder Zeile tönt nur die eine Klage: Warum werde ich, der noch so viel vorhat, so jung abberufen?

Warten auf die Kobra

Schlingensief ist kürzlich 49 geworden. In mir wuchs, von Seite zu Seite sich steigernd, die Scham, vierzehn Jahre älter und trotzdem gesund zu sein. Ich bin längst überfällig, dachte ich. Kurz nach Kriegsende von einem französischen Soldaten gezeugt, der auf der Heimkehr aus deutscher Gefangenschaft eine Angehörige des Feindstaates schwängerte und das Ergebnis folglich verleugnete, fehlen mir die Voraussetzungen für Triumphgefühle.

Eher überwiegt in mir eine Tendenz zur Selbstausschöpfung, die ich mir aber nicht so spektakulär ausmale wie der krebskranke Schlingensief, der in seiner Not mit dem Gedanken spielte, sich in Afrika in die Landschaft zu setzen, und, Zitat, «vielleicht kommt ja eine Kobra vorbei, dann lässt man sich kurz mal beißen und erstickt». Auch über die Mög-

lichkeiten der Sterbehilfe hat er sich im Internet informiert.

Heute weiss er: Umbringen wird er sich nicht. Dazu ist er immer noch zu katholisch. Als Knabe war er sechs Jahre lang Messdiener in der Herz-Jesu-Kirche in Oberhausen. «Mit Maria, Jesus und Gott, mit diesen dreien, möchte ich auf alle Fälle weiterleben.» Die



Suche nach dem neuen Siegfried: 1999.

Krankheit hält er für eine Strafe. Aber wofür? «Vielleicht habe ich nicht richtig gelebt. [...] Ich sage, dass ich mich selbst mehr lieb haben will. Auf der anderen Seite sage ich mir, dass ich zu egoistisch oder zu egozentrisch war, zu viel Rambazamba veranstaltet habe.»

Um diesen inneren Zwiespalt zu lösen, hat er sich vorgenommen, in Zukunft mehr nachzudenken. «Wenn ich selbst wieder in so einen hektischen Kaffeeklatsch rutsche und rumrasen will [...] und hier noch und da noch, dann sage ich mir einfach: Hör auf, sei still, es geht nicht, ich muss jetzt denken.»

Aber das Denken ist eine einsame Beschäftigung, und allein kann ein Paniker wie Christoph Schlingensief, der dauernd vor sich selbst davonläuft, keine Sekunde sein. Immer muss er seinen Clan, zumindest aber Aino Laberenz, seine Kostümbildnerin und Geliebte, die er jüngst auch geheiratet hat, um sich haben. «Ich sehe ein Haus mit Bäumen und Wiesen, wunderschön an einem See gelegen», sprach er am 1. März 2008 in sein Diktafon. «Da sitze ich, schaue aufs Wasser, frühstücke in der Sonne, und dann kommt Aino und hat ein Adoptivkind dabei, weil es mit einem eigenen Kind wohl nicht sein soll.»

Das beschauliche Dasein mit Frau und Kind war in den Wochen, da er sich kaum bewegen konnte, sein Traum. Doch kaum aus der Klinik

entlassen, hetzte er von Talkshow zu Talkshow, gab stundenlange Telefoninterviews, äusserte sich zu allem und jedem («Merkel ist spiessig», «Westerwelle hat keine Zukunft») und inspirierte den Presseboulevard zu markigen Überschriften. Bild: «Schlingensief spielt sein wildes Lied vom Tod», «Zum Sterben will er nach Afrika».

Eine zwecks Erholung unternommene Reise nach Warnemünde, «um dort in einem tollen Hotel lecker zu essen und es mir gut gehen zu lassen», endete «in einem Desaster, weil ich nicht allein sein konnte». Er sei «komplett abgestürzt», habe «dauernd kotzen» müssen und überlegt, «wie ich mein Leben möglichst elegant beenden kann». Christoph Schlingensief («Wie ein Gejagter führe ich mich auf») kann nicht denken. Er redet zu viel.

Die Sätze purzeln aus ihm heraus, jedoch ohne die «allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden» (Kleist), denn er hört sich nicht zu. Eine Zeitlang verfocht er die These, er habe sich den Tumor während seiner Bayreuther «Parsifal»-Inszenierung geholt. Richard Wagners «Todesmusik», dieses «Giftzeugs», sei schuld. Später, im Kuschtalk mit Reinhold Beckmann, bekannte er: «Das ist Quatsch.» Wagners «Tristan und Isolde» will er unbedingt noch inszenieren. Als er sich im Krankenhaus die Ouvertüre angehört habe, habe er, so steht es im Tagebuch, «am ganzen Körper gebebt [...] wie jemand, der einen epileptischen Anfall hat. [...] Es war wie ein absoluter Rausch.»

«Wähle dich selbst»

Denken aber erfordert Distanz, nicht Berausung. Nur in seltenen hellen Momenten stellt sich der Umtriebige die entscheidenden Fragen: «Was ist der Kern meiner Arbeit?» – «Was willst du denn eigentlich sagen?» Und: «Was bleibt denn dann, wenn man tot ist?» Seine teils erfrischend komischen, teils nur abstrusen Aktionen sichern ihm nicht die Unsterblichkeit im Kunstpantheon. Parolen wie «Tötet Helmut Kohl» (Documenta, Kassel 1997) und «Wähle dich selbst» (Bundestagswahl 1998) oder die Einladung an sämtliche Arbeitslose, im österreichischen Wolfgangsee zu baden, um das Urlaubsdomizil des deutschen Kanzlers zu fluten, machten kurz Aufsehen und wurden vergessen.

Auch von seinen zahlreichen Filmen, Trash-Organen, die gewollt dilettantisch den Unsinn zelebrieren, verspricht sich der erst durch die Krankheit zur Selbstbesinnung Gezwungene keinen Nachruhm: «Ich frage mich [...], ob ich mein Talent richtig eingesetzt habe oder ob dabei nur irgendein Filmquatsch rausgekommen ist, der nichts bedeutet.» Christoph Schlingensiefs grösste Sorge ist, dass er nichts Dauerhaftes geschaffen hat. Nicht einmal sein «Parsifal» wurde aufgezeichnet. Das ärgert ihn. Nun will er sich ein Denkmal setzen.

Ein Festspielhaus im afrikanischen Burkina Faso soll es sein, in einem der ärmsten Länder der Welt, von Hungersnöten geplagt. Eineinhalb Millionen Euro sind als Kosten veranschlagt. Das deutsche Auswärtige Amt (unter dem inzwischen abgewählten Frank-Walter Steinmeier) hat 200 000 als Zuschuss versprochen. Der Schriftsteller Henning Mankell, der in Afrika lebt, spendete 100 000. Aber wozu

Er will geliebt werden, und zwar von allen. Dafür ist ihm kein Scherz zu billig.

soll es gut sein? Auf der für das Projekt eigens eingerichteten Homepage werden Sinn und Zweck (frei nach Joseph Beuys) so beschrieben: «Das Festspielhaus Afrika ist eine langfristige Initiative zur Eigeninitiative, die vom erweiterten Opernbegriff ausgeht», um den «Kreislauf zwischen der Oper und ihrer ursprünglichen Umgebung» wiederherzustellen und «die Kolonie Oper aus ihrer momentanen Erstarrung» zu befreien durch ein «lebendiges Gefäß mit Löchern, das von seiner Umgebung aufnimmt und in seine Umgebung abgibt».

Ist auf der Erde alles so toll?

Ich gestehe, dass ich das für Humbug halte, und bewundere dennoch den fanatischen Überlebenswillen des, wie man nun tagtäglich lesen kann, «von der Krankheit Gezeichneten». In Interviews mit Christoph Schlingensiefel wird meist nur noch gefragt: «Wie geht es Ihnen?» Bereitwillig gibt er Auskunft: Neue Metastasen in der verbliebenen Lungenhälfte, «ein Knubbel am Rücken», der beim nächsten Interview gottlob wieder verschwunden ist, die Chemotherapie schlägt an, die letzte Computertomografie fiel alarmierend oder beruhigend aus ...

Das Interview, das ich in München mit ihm verabredet hatte, dauerte nur zehn Minuten. Wie unter Strom legte er los. Es gehe ihm gut. Die lebensverlängernden Tabletten, denen er das verdanke und deren Namen er mir buchstabierte («Tarceva»), wirken. Sein Haar sei voller geworden. Er habe Gewicht zugelegt und sogar zweimal gejoggt. Aber durch Fragen wollte er sich nicht unterbrechen lassen.

Als ich, auf den Titel seines Buches anspielend, mich behutsam dessen schlichter Wortwahl bedienend, den Einwand versuchte, ob auf der Erde wirklich alles so toll sei, dass es «im Himmel nicht schöner sein könnte», war ich schon als «Schwätzer» und «Nihilist» abgestempelt. Ein Dialog konnte das nicht mehr werden.

Abends, in den Münchner Kammerspielen, der vierten Station auf der Benefiz-Tour für sein afrikanisches Festspielhaus, ergossen sich dann volle drei Stunden lang die monomaniischen Satzskaskaden des Schnellredners



Pointe reiht sich an Pointe: am Schauspielhaus Hamburg, 1997.

über ein begeistertes Publikum. In seinem Buch steht: «Raus aus dem Trubelfaktor!» Aber er braucht den Trubel. Er will geliebt werden, und zwar von allen. Dafür ist ihm kein Scherz zu billig.

Höhepunkt in Schlingensiefels Solo-Show sind seine Erlebnisse mit der Familie Wagner in Bayreuth. Sämtliche Comedians von Michael Mittermeier bis Mario Barth in den Schatten stellend, imitiert er das Nuscheln Wolfgangs und das Lallen der «ständig von Wodka besoffenen» (inzwischen verstorbenen) Ehefrau Gudrun Wagner. Auch einen (unfreiwillig komischen) Brief Gudruns, in dem sie ihr Fernblei-

ben von der Probe mit einer Zahnwurzelentzündung entschuldigt, liest er genüsslich vor.

Pointe reiht sich an Pointe. Der Künstler lässt sein Künstlerleben als einen einzigen (meist filmisch festgehaltenen) Spass Revue passieren. In den Garten des einstigen Ministers und mutmasslichen Waffenhändlers Jürgen Möllemann schüttet er 7000 Patronenhülsen. Während seiner Wiener Aktion gegen Jörg Haider, «Ausländer raus», schlägt ihm eine Anhängerin des Rechtspopulisten eine Flasche über den Schädel. Möllemann und Haider sind tot. Christoph Schlingensiefel lebt. Stehende Ovationen. ○



«Zu viel Rambazamba»: Rechtsextreme als Darsteller in «Hamlet», 2001 in Zürich.

DAS SCHWEIZER WIRTSCHAFTSMAGAZIN

BILANZ

WIRZ



NAHRUNG FÜR ALPHATIERS.

Wo sich Leader und künftige Leader informieren. Alle zwei Wochen am Kiosk oder im Abo. Tel. 043 444 55 22. www.bilanz.ch

«Vorbei ist vorbei»

Der Neuenburger Baron Jean-François de Chambrier über seine Familie, die vielen Herren diente, und strenge Vorschriften der Preussen. Von Andreas Z'Graggen und Dan Cermak (Bild)

Wieso heissen Sie eigentlich de Chambrier? Der ursprüngliche Name der Familie war doch Girardin.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts wanderte ein Girardin aus der Gegend von Besançon in Neuenburg ein. Dieser Monsieur war ein erfolgreicher Kaufmann und brachte es zum Kämmerer des Grafen Jean von Freiburg, zu jener Zeit Herr der Grafschaft Neuenburg. Und Kämmerer heisst auf Französisch «chambrier». Voilà.

Was war der Job dieses Kämmerers?

Leute, die uns übel nachreden, sagen, er habe den Nachtopf des Grafen geleert. Tatsächlich gab es diese Funktion an allen Höfen. Der Chambrier war so etwas wie der Vertraute des Fürsten. Da die Herren von Neuenburg meistens nicht anwesend waren, kam der Funktion des Kämmerers als einer Art Chef der örtlichen Behörden eine umso grössere Bedeutung zu.

Als die Orléans-Longueville, Neuenburgs damalige Herrscherfamilie, ausgestorben waren, wählte die Führungsschicht 1707 den Hohenzollern Friedrich I. von Preussen zum neuen Fürsten. Ein erstaunlicher Vorgang.

Aus dem europäischen Adel gab es fünfzehn Nachfolgeberechtigte. Das Gericht der Drei Stände entschied sich für den König von Preussen. Erstens war der protestantisch wie Neuenburg, zweitens war er weit weg. Wen man nicht wollte, war der französische König Ludwig XIV. Aus politischen Gründen, aber auch weil die Neuenburger Angst vor religiösen Konflikten hatten, nachdem der katholische Ludwig XIV. die Protestanten in Frankreich verfolgen liess.

Sie sagten, die de Chambrier hätten stets treu dem jeweiligen Fürsten gedient. War das auch so, als hundert Jahre später Napoleon einmarschierte?

Sie sorgten für eine ordentliche Übergabe der Herrschaft. Einen Grund, mit den Franzosen zu kollaborieren, gab es nicht. Einerseits hatten sie uns überfallen, was nicht gerade eine gute Voraussetzung war,



«Wahrscheinlich waren wir etwas hinterwäldlerisch»: Baron de Chambrier.

Schweizer Adel

Die Chambrier

Die Kämmerer von Neuenburg hatten ihr Amt verinnerlicht.



Seit der Merowinger-Zeit (5. bis 8. Jh.) war der Kämmerer einer der vier wichtigsten Funktionäre an Europas Fürstenhöfen. 1428 wird ein Mitglied der Familie Girardin als Kämmerer (*Chambrier*) des Grafen Johann von Freiburg, Herr von Neuenburg, erwähnt. Und von da weg bis 1848 haben die Girardin, die ihr Amt derart verinnerlicht, dass sie sich fortan *de Chambrier* nannten, in Neuenburg eine bedeutende Rolle gespielt. Ob die Herren Neuenburgs aus dem Hause Orléans oder Hohenzollern stammten – stets wurden die wichtigsten Positionen von den *Chambrier* eingenommen. Sie waren Staatsanwälte, präsidierten das Souveräne Gericht der Drei Stände (Adel, Verwaltung, Bürger) und den Staatsrat, waren Delegierte Neuenburgs an den eidgenössischen Tagsatzungen (Neuenburg war ein zugewandter Ort) oder Bürgermeister von fürstlichen Gnaden.

Besonders eng war die Beziehung zu den preussischen Königen, die von 1709 bis 1848 Neuenburg in Personalunion regierten. Die grosse Loyalität der *de Chambrier* zum König brachte sie allerdings in Schwierigkeiten. Zuerst, als im Zuge der Französischen Revolution auch in Neuenburg das Volk gegen das unbeliebte Feudalregime aufzubegehren begann. Und dann vor allem, nachdem (ein *de Chambrier* führte die Verhandlungen!) 1814 Neuenburg 21. Kanton der Eidgenossenschaft und der König von demokratisch gesinnten Neuenburgern zunehmend als höchst überflüssig betrachtet wurde. Die *de Chambrier* zogen sich aus der Politik zurück, auf ihre Schlösser Auvèrnier, Bevaix oder Cormondrèche, wo sie zum Teil heute noch wohnen. Angesichts der Stürme, die in den 400 Jahren, in denen die *Chambrier* ihren Herren dienten, rund um Neuenburg doch des Öfteren tobten, hat sich die Familie um das Wohlergehen des Fürstentums durchaus ihre Meriten geholt.

Andreas Z'Graggen

mit ihnen unter eine Decke zu schlüpfen. Und andererseits war man mit den Hohenzollern zufrieden. Sie liessen den Neuenburgern ihre Freiheiten. Neuenburg war keine unterdrückte preussische Kolonie, wie das gelegentlich noch heute kolportiert wird. Im Übrigen waren die Hohenzollern im Vergleich zu anderen Fürsten Europas recht fortschrittlich, denken Sie nur an Friedrich den Grossen. Sie wollten hier einiges reformieren. Doch die Neuenburger waren stur und hielten an ihren überlieferten Traditionen fest, was von den Hohenzollern respektiert wurde. Wahrscheinlich waren wir für sie wohl etwas hinterwäldlerisch.

Welche Ämter bekleideten die Chambrier in dieser Fürstenzeit?

Sie waren Prokuratoren, Staatsräte, Bürgermeister, Gesandte an den Tagsatzungen der Eidgenossen, mit denen man ja liiert war. Jean-Pierre de Chambrier d'Oleyres war sogar Gouverneur des Fürsten, also sein Stellvertreter – der einzige Neuenburger, der je dieses Amt ausübte, da die Gouverneure sonst immer auswärtige Personen waren. Zudem waren die *Chambrier* für Preussen in anderen Ländern tätig, etwa als Botschafter.

Was taten die Chambrier, als 1831 der Rebell Alphonse Bourquin sich gegen das Preussen-Regime erhob?

Wir waren auf der Seite des Fürsten.

Und 1856, als die Royalisten eine Konterrevolution versuchten, nachdem Neuenburg bereits seit 1848 eidgenössisch war?

Frédéric-Alexandre de Chambrier, Staatsratspräsident im Jahr 1848, war entschieden dagegen. Im Übrigen verhielt man sich in dieser schwierigen Zeit ein wenig wie Kambojasch König Norodom Sihanouk im Vietnamkrieg – *on a navigué un peu*.

Sie könnten sich Baron de Chambrier nennen. Wurde Ihre Familie vom Preussenkönig geadelt?

Ja, wobei bereits der Enkel dieses ersten Girardin einen Adelsbrief erhalten hatte.

Wie wichtig ist es für Sie, der Aristokratie anzugehören?

Heute ist das etwas, worüber man sich amüsieren kann. Was hingegen meine Vorfahren angeht, so habe ich Respekt vor ihren Leistungen, Achtung vor der Tatsache, dass diese während 400 Jahren loyal dem Fürsten von Neuenburg gedient hatten.

Prächtige Häuser in der Stadt, Schlösser auf dem Land – es erinnert vieles in Neuenburg an die einstige Pracht der Chambrier. Wird diese Zeit noch thematisiert?

Früher behauptete man gelegentlich, damals habe ein feudales Regime der Sklaverei geherrscht, mit Leuten an der Spitze, die sich nur für ihre Privilegien interessiert und sich um die Bedürfnisse des Volkes einen Dreck geschert hätten. Natürlich gab es im Ancien Régime negative Figuren. Aber in

der Regel waren das weder Schwachköpfe, noch Übeltäter, sondern Leute, die eine ordentliche Arbeit leisteten. Bevor man Urteile fällt, sollte man sich eingehender mit der Geschichte befassen.

Traurig, dass das Ancien Régime vorbei ist? Nein, keine Nostalgie, kein Bedauern, bloss Erinnerung und Respekt. Im Übrigen lag die Macht nicht bei uns, sondern beim Fürsten. Der kontrollierte alles.

Sie meinen, die Chambrier kontrollierten alles im Auftrag der Preussen?

Man war loyal. Vor allem musste man jedes Detail nach Berlin rapportieren, die Preussen waren versessen auf das Einhalten von Vorschriften.

Wurde bei Ihnen zu Hause viel über die alte Zeit gesprochen; wurde Ihnen eingebläut, dass es etwas Besonderes sei, in Neuenburg ein *de Chambrier* zu sein?

Natürlich wurde die Geschichte der Familie diskutiert, aber dass wir etwas Besonderes wären – nein. Mir wurde von meinem Vater beigebracht, alle Leute so zu respektieren, wie sie sind, unabhängig von ihrer gesellschaftlichen Position. Was er mir auch mitgegeben hat, ist das Engagement für die *citté*, die Bürgerschaft. Sonst hätte ich mich vielleicht nicht in Gemeinde- und Grossrat wäh-

«Die Preussen waren versessen auf das Einhalten von Vorschriften.»

len lassen und wäre nicht Offizier geworden. **Die Neuenburger Noblesse von einst, die *de Tribolet, de Meuron, de Pury, de Montmolin, de Pourtalès*, sie sind ja alle noch vorhanden. Trifft man sich gelegentlich?**

Ja, unter anderem in der *Société du Jardin*. Die heisst so, weil man, wenn etwas Besonderes zu besprechen war, dafür in den Garten ging.

Und da wird noch heute die gute alte Zeit beschworen?

Sie meinen im Sinne von: «Früher war alles wunderbar, und jetzt ist alles miserabel»? Geschichte ist nicht nur wichtig, um die Gegenwart zu verstehen. Ohne Kenntnis der Vergangenheit gibt es auch keine Zukunft. Aber immer über die Vergangenheit reden? *Mon Dieu*, was vorbei ist, ist vorbei.

Baron Jean-François de Chambrier, 70, wohnt im Château von Bevaix, ist verheiratet mit Anne de Diesbach und Vater von vier Kindern. De Chambrier war Rechtsanwalt und Notar. Im Vietnamkrieg als IKRK-Delegierter tätig, sass er später für die Liberalen im Grossen Rat von Neuenburg.

In der Reihe über grosse Schweizer Adelsgeschlechter sind bisher erschienen: «Eidgenössische Führungseliten» (Nr. 10/2009); Gaudenz von Salis (Nr. 18/2009); Niklaus von Reding (Nr. 22/2009); Florian von Meiss (Nr. 26/2009); Roger de Diesbach (Nr. 30/2009); Bernhard Pfyffer-Feer zu Buttisholz (Nr. 35/2009); Franz Ferdinand Michael Graf von Hallwyl (Nr. 39/2009).

Asket aus dem Dunkeln

Kenner sind überzeugt: Wenn jemand die Lage in Afghanistan stabilisieren kann, ist es General McChrystal. Der hagere Feldherr verfügt über eine breite Palette an Talenten. Doch seine geheimnisumwitterte Vergangenheit und seine übernatürliche Energie schüren auch Skepsis. *Von Urs Gehriger*



Tradition des Yogi-Kriegers: Oberbefehlshaber McChrystal (r.).

Auf Präsident Obamas Schreibtisch liegt ein dramatischer Appell, abgefasst auf 66 Seiten, gehalten in nüchternem Ton und an Deutlichkeit kaum zu übertreffen: «Wenn es nicht gelingt, in den kommenden zwölf Monaten das Ruder herumzureissen, droht die gesamte Mission zu scheitern.» Ohne massive Truppenaufstockung sei Afghanistan nicht zu retten. Noch sei es nicht zu spät: «Die Lage ist ernst, aber Erfolg ist immer noch möglich.» Gezeichnet: Stanley A. McChrystal.

McChrystal, 55, Oberbefehlshaber der Internationalen Schutztruppe in Afghanistan, ist Obamas wichtigster General. Sein Schreiben stellt den Präsidenten vor die Wahl: entweder Eskalation des Krieges oder: Rückzug, der nach acht Jahren Kampf gegen die Taliban einer Niederlage gleichkäme, mit dem Risiko verknüpft, dass Afghanistan abermals zum Aufmarschterrain für Islamisten von globaler Sprengkraft werden könnte. McChrystal beschönigt nichts, verspricht auch keinen glorieichen Sieg. Stabilität, sagt er, sei das Ziel.

Einen besseren Mann für den Job könnte Obama nicht haben, sagen jene, die Geist und Handwerk des Generals kennen. Überdurchschnittlich gescheit sei er, fit, entschlossen und unermüdlich, ein Draufgänger und Diplomat, ein Haudegen und Intellektueller in einer Person. «Er ist, was wir im Militär das <totale Pa-

ket» nennen», sagt David Petraeus, Chef des US Central Command, langjähriger Freund McChrystals und nun sein Vorgesetzter.

Obama zaudert

Im normalen Leben folgt auf den Erfolg oft Ruhm und Renommee. Nicht bei McChrystal. Das hat mit seinem früheren Job zu tun. Während der meisten Zeit seiner 33-jährigen Karriere operierte er im Dunkeln. Bald nach Abschluss seines Studiums an der Militärakademie schloss er sich den Spezialtruppen an, den «Hunter Killers» (Jäger-Töter), deren Modus Operandi absolute Geheimhaltung erfordert.

Je erfolgreicher McChrystal war, desto länger behielt man ihn in versteckter Mission. Bis an jenem 7. Juni 2006, dem Tag, als bei Bakuba, nordöstlich von Bagdad, eine ferngelenkte Rakete in eine Lehmhütte einschlug und den Al-Qaida-Chef al-Sarkawi im Schlaf liquidierte. Die Amerikaner atmeten auf, der Irak erwachte aus dem Blutausch. Der beispiellose Schlächter, der Feinden vor laufender Kamera den Kopf abgesäbelt hatte, war tot.

Voller Stolz gratulierte US-Präsident Bush in aller Öffentlichkeit dem *mastermind* dieser Erlösungstat: Stanley A. McChrystal. Seither ist seine Identität bekannt. 2003 übernahm der Brigadegeneral das Joint Special Operations Command, einen Verbund der US-Elitetruppen.

Er pendelte zwischen Afghanistan und Irak, wo er die geheimnisumwitterte Task Force 6-26 leitete, die auch für die Verhaftung Saddam Husseins verantwortlich zeichnete.

Damit empfahl er sich für die oberste Armeeführung. Als sich Anfang Jahr abzeichnete, dass der Oberbefehlshaber in Afghanistan, David McKiernan, seiner Aufgabe nicht gewachsen war, schlug die Stunde McChrystals. Seit Juni ist er am Hindukusch. Hier trifft er auf einen Feind, dessen Qualitäten die seiner bisherigen Gegner noch übersteigen: Die Taliban stehen in einer jahrhundertealten Kriegertradition der Paschtunen. Mit aufopferndem Kampfgeist und Stammesstolz, angetrieben von einem fanatischen Glauben, operieren sie mit simplen Mitteln unter optimaler Ausnutzung des bergigen Geländes.

Wer nun vom erprobten Terroristen-Jäger martialische Lösungsansätze erwartete, irrte. Spricht McChrystal über die Einsatzdoktrin seiner Soldaten, tönt er wie ein Pazifist: «Wenn wir arrogant über die Strassen brausen, wenn wir Menschen Schaden zufügen, wenn wir Dinge tun, die uns von den Afghanen entfernen, dann schätzen sie das nicht.» Über Erfolg und Niederlage entscheide nicht zuletzt das Auftreten. Die internationalen Truppen müssten sich das Invasorengelände abgewöhnen, fordert der General. Man sei hier, um zu helfen, und sobald die Afghanen der Situation selber Herr seien, sei es Zeit für den Abzug.

McChrystal hat seit Amtsantritt ein profundes Verständnis des Kriegs gegen Aufständische demonstriert. Vor Jahren schon hat der Harvard-Alumnus die Literatur über Partisanenkriege und Guerillakämpfe studiert. Mit scharfem Geist seziiert er die Psychologie der Aufständischen, kennt deren Ziele, Ängste und Schwächen. Er weiss, dass der Partisan im offenen Feld nicht zu schlagen ist.

Deshalb fokussiert er seine Antiguerilla-Strategie nicht auf den Feind. «Wir gewinnen nicht, indem wir die Taliban zerstören. Wir gewinnen nicht, indem wir Leichen zählen. Wir gewinnen erst, wenn die Menschen wollen, dass wir gewinnen.» «Sicherheit» ist das Schlüsselwort. Sicherheit für die Bevölkerung, so schreibt McChrystal in seinem Report, sei die Grundlage einer erfolgreichen Afghanistan-Strategie. Um sie umzusetzen, sei eine Truppenaufstockung unumgänglich. Bis zu 44 000 weitere Soldaten hat er gefordert, zusätzlich zu den bereits stationierten 63 000 internationalen Soldaten. Obama zaudert. Seit dem 30. August liegt

McChrystals Lagebericht auf seinem Pult. Der Präsident ist hin und her gerissen zwischen seinem General und Joe Biden, seinem Vizepräsidenten, der eine grundlegend andere Strategie propagiert. Biden will das Engagement in Afghanistan eindampfen und sich auf Terroristenjagd und Ausbildung afghanischer Sicherheitskräfte beschränken.

Das Ringen um die Afghanistan-Strategie ist ein Fernduell mit unbekanntem Ausgang. Es fällt auf, dass im Weissen Haus die Unterstützung für die Generäle nicht mehr so eindeutig wirkt wie zu den Zeiten, als Verteidigungsminister Robert Gates noch Präsident Bush zuarbeitete. Bei der Linken erinnert man sich daran, dass McChrystals Spezialeinheiten jahrelang mit der CIA kooperierten – auch bei «harschen» Verhören mutmasslicher Terroristen.

Nur eine Mahlzeit pro Tag

Bei der Truppe geniesst «der Neue» Respekt. Viele halten McChrystal für den professionellsten Kommandanten, den die internationale Truppe in Afghanistan in den acht Einsatzjahren gesehen hat. Gleichzeitig begegnen ihm Untergebene mit skeptischer Distanz. Sein kühles Auftreten, seine an Übermenschlichkeit grenzende Energie wirken bisweilen befremdend. Nachts sei er immer wach, gönne sich kaum drei Stunden Schlaf. Trotzdem vernachlässige er nie sein Fitnessprogramm, das ihn jeden Morgen durch den Hantel-Park führt; danach absolviert er einen Zehn-Meilen-Lauf, wobei er die «tote Zeit» nutzt, um Hörbücher zu konsumieren.

Trotz dieser Spitzenleistung gönne sich der hagere Krieger bloss eine Mahlzeit pro Tag, angeblich um seinem Körper die «Trägheit» auszutreiben. Viele wundern sich, wie er das durchsteht. Offenbar nimmt McChrystal, der mit fünf Geschwistern in strenger Erziehung aufwuchs, seine Kraft aus der Askese. Enthaltensamkeit, Selbstkontrolle und Disziplin dienen ihm als Quelle physischer und mentaler Stärke.

McChrystal erinnere an einen Yogi-Krieger, sagt William R. Pinch, Autor von «Warrior Ascetics and Indian Empires». Die selbstaufgelegte Askese diene der Konzentration von Kraft. «Der Yogi-Krieger versucht, sich in einen supernormalen Menschen zu verwandeln.» Daraus ergebe sich ein taktischer Vorteil. «Seine Gegner erhalten das Gefühl, er sei durch seine mentale Stärke unbezwingbar.»

McChrystal stelle sich auf einen langen Kampf ein, heisst es im vertrauten Kreis. Ähnliche Entschlossenheit habe er in seinen früheren Missionen gezeigt. «Wenn es einen Menschen gibt auf diesem Planeten, der eine Strategie für Afghanistan auf die Beine stellen kann, dann heisst er McChrystal», sagt Frederick Kagan, einer der besten Kenner des Afghanistan-Krieges. Man dürfe gespannt sein auf eine eindruckliche Performance. Vorausgesetzt, Obama gibt dem General grünes Licht. ○

Afghanistan

«Wir ziehen die leichte Bewaffnung vor»

Mobilität und strikte Geheimhaltung sind Grundlagen der Taliban-Taktik. Über ihre Feinde sind sie bestens informiert.

Seit Monaten dringen die Taliban bis in die Metropolen Pakistans vor. Am 17. Oktober lancierte die pakistanische Armee mit 30 000 Soldaten eine Gegenoffensive in der Taliban-Hochburg Süd-Waziristan. Unmittelbar vor den Angriffen stellte sich Sahimullah Mehsud, 35, den Fragen der *Weltwoche*. Er ist Stellvertreter des Taliban-Chefs von Süd-Waziristan, Waliur Rehman Mehsud. Das Gespräch fand bei Islamabad statt.

Die Amerikaner intensivieren die Zahl ihrer Drohnenanschläge auf Süd-Waziristan. Schwächt das die Taliban?

Diese Anschläge töten vor allem Zivilisten, aber praktisch keine Taliban. Unsere Führungsriege ist quasi intakt. Die USA intensivieren die Zahl ihre Angriffe, weil sich viele arabische und usbekische Kämpfer in Süd-Waziristan befinden. Die Amerikaner sollen bloss kommen. In Afghanistan sind sie bereits geschlagen. Warum also sollten wir hier in Pakistan Angst vor ihnen haben? Wir sind mehr als bereit, ihnen zu widerstehen. Gott ist mit uns.

Wie wollen Sie den intensivierten Angriffen widerstehen?

Mobilität und strikte Geheimhaltung sind Grundlagen unserer Taktik. Wenn wir eine Drohne hören oder sehen, zerstreuen wir uns in kleine Gruppen von maximal vier Mann. Wir kommunizieren nicht mehr via Satellitentelefon oder SMS, sondern mündlich oder über einen Code. Wenn wir uns versammeln, gibt der Chef im letzten Moment Bescheid. Die Chefs, die sich einst mit einer Horde von Sicherheitsleuten bewegten, werden heute von bloss ein oder zwei Männern begleitet, welche ihr absolutes Vertrauen geniessen. Sogar die hochrangigen Kommandanten wissen nicht, wo sich ihre Regionalchefs befinden.

Die USA sagen Ihnen Beziehungen zum pakistanischen Geheimdienst nach. Ist das richtig?

Wir haben viele Sympathisanten in der Armee, in ganz Pakistan und noch mehr in Afghanistan, die uns über unsere Feinde informieren. Sie benachrichtigen uns, wo und wann ein Nato-Konvoi passieren wird, was in dem Konvoi transportiert wird und wann die Amerikaner oder die Pakistaner eine Operation planen. Nicht alle Paschtunen lieben uns, aber sie sind unsere ethnischen Brüder. Sie mögen die



Taliban-Kommandant Sahimullah Mehsud.

Amerikaner noch weniger. Deshalb sind sie für uns.

Welche Ziele verfolgen Sie?

Wir wollen unseren Dschihad an beiden Fronten, in Pakistan und Afghanistan, entflammen. In Afghanistan werden wir die Amerikaner bekämpfen, bis sie aus dem Land abziehen. Beidseits der Grenzen leben Paschtunen, wir kämpfen zusammen. Man hilft allen Mudschaheddin und bietet ihnen Unterschlupf, rekrutiert, trainiert und bewaffnet sie. Der Widerstand bekommt alles, was er nötig hat. Das ist normal. Seit dreissig Jahren ist das so.

Wo kaufen Sie Ihre Waffen?

Von der afghanischen Armee. Sie verkauft uns amerikanische Waffen. Ausserdem stellen wir hier in den Stammesgebieten im Kopierverfahren Waffen her, welche in der ganzen Welt getragen werden. Man nennt das die «Kalaschnikow-Kultur». Schliesslich gibt es in jedem Haus mehrere Waffen; wir konfiszieren alles, was die Leute nicht zur Selbstverteidigung brauchen. Da wir mobil bleiben müssen, ziehen wir die leichte Bewaffnung vor: Panzerfaust, Granaten, Handfeuerwaffen – es fehlt uns an nichts.

Die pakistanische Armee bereitet eine Grossoperation in Süd-Waziristan vor: Wie werden Sie reagieren?

Wir sind absolut bereit. Das ist nichts! Wir haben fast 20 000 Kämpfer, nach Belieben wechseln wir von einer Seite der Grenze auf die andere. Wenn es die USA und die Nato in acht Jahren nicht geschafft haben, die Taliban zu schlagen, wie sollen uns hier ein paar pakistanische Soldaten, Panzer und Flugzeuge den Garaus machen? Das ist unmöglich.

Die Fragen stellte **Pauline Garaude**.

Freuden der Unterwerfung

Jahrzehntelang wurden Männer dazu erzogen, ihren Partnerinnen einfühlenden und emanzipierten Sex zu bieten. Jetzt zeigen Untersuchungen: Vom Kuschn halten Frauen wenig. Sie sehnen sich nach Hingabe und dunkler Lust. Von Franziska K. Müller



«Sexualität und Gewalt waren sich immer sehr nah»: Inszenierung von Helmut Newton.

Im «Männerforum» herrscht helle Aufregung: User «Kinkyjoe» fand in einem vertraulichen Gespräch mit seiner Freundin heraus, dass die den einfühlenden Kuschn sex mit ihm eher langweilig findet. «Ihre erotischen Träume betreffen gesichtslose, unbekannte Männer, die sich unmanierlich an ihr vergehen und, ohne ein Wort zu verlieren, in der Dunkelheit verschwinden», berichtet der geschockte Mann. Er fühle sich veräppelt: «Jahrelang versuchte ich mich auf romantische Bedürfnisse einzustellen. Jetzt schwafelt sie etwa von rauen Kerlen, die sich nehmen, was sie wollen.»

53 Männer trösteten «Kinkyjoe» und sparten auch nicht mit Erklärungsversuchen für die seltsamen Ideen seiner Frau. Missbrauch in der Kindheit? Abnormale Veranlagung? Ödipuskomplex? Nur «Jennybird69», eine der wenigen weiblichen Besucherinnen der Internetplattform, findet es «völlig in Ordnung,

was sich deine Miss wünscht. Und falls ihr es noch nicht bemerkt habt, Männer: Viele Frauen haben ähnliche Fantasien.»

Was der Salat rüstende Softie nicht glauben kann und sich manch kämpferische Frau nicht vorstellen will, interessiert zurzeit Sexualforscher und Evolutionsbiologen, Buchverlage und Szenefrauen: die neue weibliche Lust an der Unterwerfung. Angesichts der Häufung des Themas fragt man sich: Kommen hier Facetten der weiblichen Sexualität zum Vorschein, von denen die Emanzipationsbewegung nichts wissen wollte?

Jüngere Untersuchungen und Zahlen scheinen dies zu belegen. Die Kulturwissenschaftlerin Corinna Rückert untersuchte die sexuellen Präferenzen ihrer Geschlechtsgenossinnen: 81 Prozent der befragten Frauen berichteten von Fantasien, in denen sie dominiert werden, 66 Prozent gaben an, sich im Kopf freiwillig zu

unterwerfen. Im Cyberspace sind Rollenspiele, bei denen sich die Userinnen gehen und nehmen lassen, an der Tagesordnung. Und bei den Anbieterinnen privater erotischer Websites sind Frauen, die sich überwältigen lassen, überproportional und öfter vertreten als die Männer.

Auch handfeste Aktionen, die im gegenseitigen Einvernehmen stattfinden, stoßen auf weiblichen Zuspruch. Ina Küper interviewte für ihr Buch «Bester Sex» 33 Frauen zu ihren Abenteuern. Auffällig sei, so Küper, dass viele Befragte den Sex mit dominanten Fremden am meisten genossen haben. «In Zusammenhang mit bestem Sex sprach zudem keine einzige von Kerzenschein, wehenden Gardinen und Satin-Bettwäsche. Es ging überdurchschnittlich häufig um rohen, triebhaften Sex.»

Metrosexuelle Typen, die das Bad länger besetzten als ihre Freundinnen und sich im Bett nur fügten, seien ihren Geschlechtsgenos-

sinnen verleidet, sagt Küper, Mitinitiantin des ersten deutschen Erotik-Hochglanzmagazins für Frauen (*Alley Cat*). Als Verlegerin trage sie dem Umstand Rechnung, dass Frauen von den Kuscherhältnissen im Bett genug hätten. Viele seien es leid, sich dauernd als aktive Verführungskünstlerinnen aufführen zu müssen. «Wir wollen aus unseren Leserinnen keine Blowjob-Spezialistinnen oder halbprofessionelle Liebesdienerinnen machen. Sie sollen entdecken, was ihnen wirklich Spass macht: Der romantische Blümchensex gehört nicht unbedingt dazu.»

Die Peitsche an den Nagel hängen

«Es hat ein Umschwung stattgefunden», sagt auch Jennifer Hirte, Programmleiterin beim deutschen Buchverlag Schwarzkopf & Schwarzkopf. Bisher lauteten die erfolgreichsten Titel «Lust an der Dominanz», «Die Kunst der weiblichen Dominanz» oder «Hera. Rechtsanwältin am Tage – Domina in der Nacht». Dass eine Walküre im glänzenden Latexanzug in erster Linie eine männliche Fantasie darstellt und peitschenschwingende Frauen allenfalls einen psychologischen Kick aus ihren Aktionen ziehen, sexuell aber auf der Strecke bleiben, schrieb die amerikanische Neurowissenschaftlerin Louann Brizendine («Das weibliche Gehirn») vor Jahren. Heute verkauften sich die Romane und Ratgeberbücher unterwürfig veranlagter Autorinnen zehntausendfach, so Hirte. Die Kundschaft sei vorwiegend weiblich.

Dass Frauen so Zugang zu ihren geheimen Wünschen erhielten, zeige sich auch in der Menge und der Qualität der ungefragt zugesandten Manuskripte, die allesamt über die Freuden der sexuellen Unterwerfung berichteten. Die Dunkelziffer der Frauen mit entsprechenden Neigungen bleibe trotzdem riesig, vermutet Hirte. «Als moderner und emanzipierter Frau fällt es mir schwer, eine solche Präferenz zu akzeptieren.» Dabei könne die sexuelle Unterwürfigkeit im postfeministischen Zeitalter auch als «aktive Subjekt-handlung» praktiziert werden. Zu Deutsch: Auch wenn sich eine Frau im Dienstmädchenlook von drei Männern überwältigen lässt, ist sie weit davon entfernt, ein wehrloses Sexobjekt zu sein, da sie sich aus freiem Willen für eine solche Aktion entscheidet.

Die Schweizer Paar- und Sexualtherapeuten Doris Christinger und Peter A. Schröter sprechen nicht von Unterwerfung, sondern von Hingabe und dem verschütteten Wunsch vieler Frauen, «genommen zu werden». Die Emanzipation habe das Prinzip der männlichen und weiblichen Polarität ausser Kraft gesetzt, schreiben die Autoren in ihrem Bestseller («Vom Nehmen und Genommenwerden»). Niemandem komme es in den Sinn, die Gleichstellung der Geschlechter im sozialen und politischen Bereich sowie im Arbeitsleben wieder abzuschaffen. Doch mit der Emanzipa-

tion der Frau hätten sich die Grenzen zwischen den Geschlechtern verwischt. Doris Christinger: «Die Folgen für Sexualität, Lust und Leidenschaft sind verheerend.»

Christinger weist auf problematische Aspekte hin: Auf der einen Seite stünden erfolgsorientierte Frauen, die sich im rauen Berufsalltag durchsetzen können. Das Pendant seien Männer, die die Frauen erobern und besitzen wollten. Im Wettbewerb um den Erfolg seien solche Männer jedoch der natürliche Feind der ehrgeizigen Frau. Also habe sich diese öfter für einen Softie entschieden. Die Erotik des staubsaugenden Mannes, der auf jede Gefühlsäusserung eingehe, halte sich jedoch in Grenzen, wie man heute wisse. Als Liebhaber erweise er sich bald einmal als Enttäuschung.

«Das weitverbreitete Modell Softie/Karrierefrau ist das pervertierte Gegenstück zur Konstellation Macho/Hausmütterchen und der Grund dafür, dass Erotik und Leidenschaft in vielen Paarbeziehungen zu kurz kommen», sagt Peter A. Schröter. Die Paartherapeuten gehen davon aus, dass achtzig Prozent aller Frauen in ihrem sexuellen Kern feminin sind. Das Bedürfnis nach sexueller Hingabe sei somit bei einer Mehrheit der Frauen vorhanden. Wenn sie den Mut hätten, in sich hineinzuhorchen, was sie wirklich wollten, lautete der häufigste Satz: «Ich will genommen werden.»

Nur: Welche Männer können diesem Wunsch gerecht werden? Jene, die beim samstäglischen Shoppen folgsam hinter den Frauen herzoteln? Jene, die die Blusen der vielbeschäftigten Partnerinnen bügeln und behaupten, Pornos nicht zu mögen? Oder jene, die sich mit vollbe-packtem Kinderwagen am Mittwochnachmittag zu einer Limonade im Park treffen?

«Keine Sorge», meinen die Buchautoren Christinger und Schröter. Auch die Angepasstheit neuzeitlicher Pantoffelhelden sei nichts anderes als Augenwischerei: «Im Kern halten die meisten Männer nichts von Kuschersex. Sie wollen nehmen und, wenn sie den Mut haben, auch mitreissen, überwältigen und besitzen.» Auch die Gleichstellung der Geschlechter habe die archetypischen weiblichen und männlichen Qualitäten nicht eliminieren können, die eine partnerschaftliche Leidenschaft und Erfüllung ermöglichten.

Allerdings: Die Hingabe müsse Hand in Hand gehen mit der Liebe, sonst ende ein Überwältigen in der Gewalt. Die Freude an der Unterwerfung könne zu einer negativen Verbindung von Aggression und Lust ausarten, bei der die Machtausübung an oberster Stelle stehe, mahnen die Experten.

«Sexualität und Gewalt waren sich immer sehr nah», gibt der Evolutionsbiologe Karl Grammer zu bedenken. «Männer und Frauen verfügen in diesen Bereichen über vergleichbare Gehirnstrukturen und schütten ähnliche endokrinologische Substrate aus, wie man heute weiss.» So gesehen schockierten ihn

auch die Ergebnisse einer Studie nicht, die im amerikanischen *Journal of Sex Research* publiziert wurden: Über zwei Drittel der befragten Frauen gaben an, Vergewaltigungsfantasien zu haben. Was andere Forscher vor Rätsel stellt und zur verzweifelten Frage veranlasst: «Wie kann man etwas wollen, was einem Schaden zufügt?», findet Grammer nachvollziehbar.

«Sie sollen entdecken, was ihnen Spass macht: Blümchensex gehört nicht unbedingt dazu.»

Man könne von einem Urverhalten sprechen, das aus purem Pragmatismus verändert worden sei: Die kulturelle Entkopplung von Sexualität und Gewalt fand statt, weil Männer und Frauen im Verlauf von Millionen von Jahren lernen mussten, sich kooperativ zu verhalten. «Die Sexualität wurde zum belohnenden Element, nachdem beide Geschlechter begriffen hatten, dass partnerschaftliche Bindung die Chancen auf Erfolg bei der Aufzucht der Nachkommenschaft vergrößert», so Grammer. Der weibliche Wunsch nach Hingabe, das männliche Bedürfnis nach Dominanz hätten nie aufgehört zu existieren. «Diese Präferenzen passten in den vergangenen Jahrzehnten einfach nicht in die gängige Ideologie.»

Sind Frauen Masochisten?

Was bedeuten diese Erkenntnisse? Ist ein gesellschaftlicher Rückschlag zu befürchten? Fachleute sehen es gelassen. Der Wunsch nach einem Draufgänger, der im Bett weiss, was er will, stehe dem Selbstverständnis moderner Frauen nicht im Weg und habe mit ihrem persönlichen Geschmack zu tun, sagt Ina Küper. Devot oder dominant: Emanzipierte Frauen bestimmen heute selbst, was Spass macht.

Von einem Rückschritt in die Steinzeit will auch Anna Bunt nichts wissen. Die Berliner Autorin («Subjektiv») bezeichnet sich als «submissiv». Sie stehe heute offen zu einem Bedürfnis, das sie lange Zeit nicht einordnen konnte. Die Behauptung Sigmund Freuds, alle Frauen verfügten über masochistische Grundvoraussetzungen, hält sie für ebenso falsch wie die Annahme, beim dominanten Mann handle es sich grundsätzlich um einen egoistischen Macho, der die partnerschaftlichen Verpflichtungen von sich weise. Die Lust auf sexuelle Hingabe habe in erster Linie mit dem Bedürfnis nach Kontrollverlust zu tun. «In dieser Passivität liegt ein riesiges Entspannungspotenzial, das einen sehr nah an die Glückseligkeit bringen kann», findet Anna Bunt.

Doris Christinger/Peter A. Schröter: Vom Nehmen und Genommenwerden. Pendo. 287 S., Fr.33.80
Ina Küper/Marlene Burba: Bester Sex. Schwarzkopf & Schwarzkopf. 239 S., Fr. 15.–
Anna Bunt: Subjektiv. Schwarzkopf & Schwarzkopf. 256 S., Fr. 15.–

«Die Kunst des Unmöglichen»

Er gilt als «Mr Menschenrechte» und kam als Kommunist in die Politik. Heute ist Bernard Kouchner Aussenminister in Frankreichs bürgerlicher Regierung. An den Idealen seiner Jugend will er unbedingt festhalten. *Von Owen Bennett-Jones.*

Sie begannen Ihre öffentliche Karriere im Hilfswerk Médecins sans Frontières. Als junger Mann waren Sie die treibende Kraft bei der Gründung dieser Organisation. Was wollten Sie?

Es war Anfang der siebziger Jahre. Wir, diese Gründergruppe, trafen uns in Biafra, einem Teil Nigerias, der in einem schrecklichen Krieg mit der Zentralregierung lag. Für uns als Ärzte war die Lage unmöglich. Die Babys starben in unseren Händen. Dazu kam der Hunger. Wie viele starben? Niemand weiss es genau. Aber es waren gegen eine Million.

Und Sie dachten: «Ich muss etwas tun.»

Ja.

Sie waren damals ehrgeizig, Kommunist.

Nein, ich war kein Kommunist. Ich war ein kommunistischer Student gewesen, aber gegen die kommunistische Partei, da ich Antistalinist war. 1968 gab es die Studentenbewegung in den Strassen von Paris, und ich stellte fest, dass es in meinem Land zwar Schwierigkeiten, Probleme, bla, bla, bla gab, aber dass der Rest der Welt litt. Wir entdeckten die Wirklichkeit der Welt, und es war ein Schock für uns.

Nun sind viele Leute durch die Armut auf der Welt geschockt, aber nicht viele gründen bedeutsame Hilfswerke. Weshalb taten Sie es?

Ich war Aktivist. Ich war ein politisch denkender Arzt. Es handelte sich um ein politisches, nicht bloss um ein medizinisches Problem. Der Kampf gegen die Armut, der Kampf für Zugang zu ärztlicher Hilfe für alle, Antirassismus – dies ist die Grundlage der Politik. Dies ist nicht bloss Wohltätigkeit oder Solidarität – zum Teil schon –, sondern dies ist die Essenz der Politik.

Schliesslich entzweiten Sie sich mit den Médecins sans Frontières. Was geschah? Ihre Kritiker warfen Ihnen Egoismus vor. Sie sagten, die andern seien zu idealistisch.

Wo sind sie nun, diese andern? Sie begriffen nicht, dass es sich um ein politisches Problem handelte. Ich musste Médecins sans Frontières verlassen, weil wir die vietnamesischen Boat-People, die aus den Lagern in Vietnam geflüchtet waren, retten wollten. Die andern sagten, wir hätten kein Recht, ein Spitalschiff in das Chinesische Meer zu entsenden. Es war gegen das Völkerrecht, weil diese Boat-People vietnamesische Bürger waren. Nur wenn

jemand als Flüchtling registriert war, durfte man ihm helfen. Dies akzeptierten wir nicht. Deshalb verliess ich Médecins sans Frontières, ging ich zu den Médecins du Monde und nachher in die Regierung, was mir Zugang zur Generalversammlung der Uno gab. Dies ermöglichte uns schliesslich, das Völkerrecht zu ändern. Das Wichtigste ist «le droit d'ingérence», das Recht einzugreifen. Das Bedeutsamste, was ich in meinem Leben erreicht habe, ist, dass die Opfer von Naturkatastrophen und andern Notlagen gleicher Grössenordnung – das heisst Krieg – jetzt rechtlichen Zugang zu Hilfe haben.

Kommen wir zu Ihrer heutigen Stellung als Aussenminister unter Nicolas Sarkozy. Wie schwierig war für Sie der Entscheid, mit Ihrer Partei, den Sozialisten, zu brechen und das linke Lager gegen das rechte einzutauschen, die Grenze zu überschreiten?

(Lacht) Ich bin gewohnt, Grenzen zu überschreiten. Ja, es war schwierig. Es gab eine Art Vertrag oder Pakt zwischen Nicolas Sarkozy und mir. Ich schloss mich nicht der Rechten an, ich bin nicht Mitglied der UMP. Sarkozy war eben gewählt worden und wurde damit zum Vertreter aller Franzosen, aller politischen Kräfte in Frankreich. Wir diskutierten die aussenpolitischen Themen, und wir waren uns in fast allen Fragen einig, allerdings nicht vollständig.

Sie hatten eine Meinungsverschiedenheit mit Sarkozy in der Frage der Aufnahme der Türkei in die Europäische Union. Sie hielten dies immer für eine gute Idee, Sarkozy hielt es für eine schlechte Idee. Sie mussten Ihre Haltung aufgeben.

Nein, überhaupt nicht. Ich habe meine Meinung ein wenig ändern müssen, und zwar aufgrund der türkischen Stellungnahme in der Frage der Pressefreiheit. Es ging um die angebliche Blasphemie im Zusammenhang mit den dänischen Mohammed-Karikaturen. Die Türkei widersetzte sich der Ernennung von Rasmussen zum Nato-Generalsekretär, weil er zur Zeit der Karikaturenaffäre dänischer Premierminister gewesen war. Es war für mich unmöglich, diese türkische Haltung zu billigen.

Wenn man sagt, dass das demokratischste, gemässigste muslimische Land auf der Welt der EU nicht beitreten kann ...

Es ist nicht ein europäisches Land! Zumindest ist dies Teil der Argumentation der Gegner eines EU-Beitritts der Türkei.

Glauben Sie dies auch?

Ich glaube, dass die Türkei eine Brücke zwischen Europa und dem Nahen Osten darstellt. Dies war mein Argument für ihre Aufnahme in die EU. Wir haben den Beitrittsprozess nicht gestoppt, und ich bin immer noch für ein langes Verfahren, das der Türkei ermöglichen soll, wie andere der EU beizutreten. Aber es gibt ein weiteres Problem: Wo halten wir die Erweiterung von Europa auf? Für mich ist wichtig, dass die Türe zum Beitritt für die Türkei offen bleibt, und diese Türe ist immer noch offen.

Die Tür zur Mitgliedschaft?

Ja natürlich. Gerade letzte Woche hatten wir den türkischen Präsidenten Gül bei uns zu Gast. Wir hatten ein sehr offenes und ehrliches Gespräch. Präsident Sarkozy sagte ihm klar, wieso er nicht für eine Aufnahme der Türkei in die EU sei. Natürlich weiss der türkische Präsident, dass ich eine türkische Mitgliedschaft mehr befürworte als Sarkozy. Letzten Endes ist der Präsident der Leader, und ich muss ihm folgen oder zurücktreten.

Würden Sie der These beipflichten, dass, wenn Europa die Türkei zurückweist, die Türkei Europa zurückweisen wird?

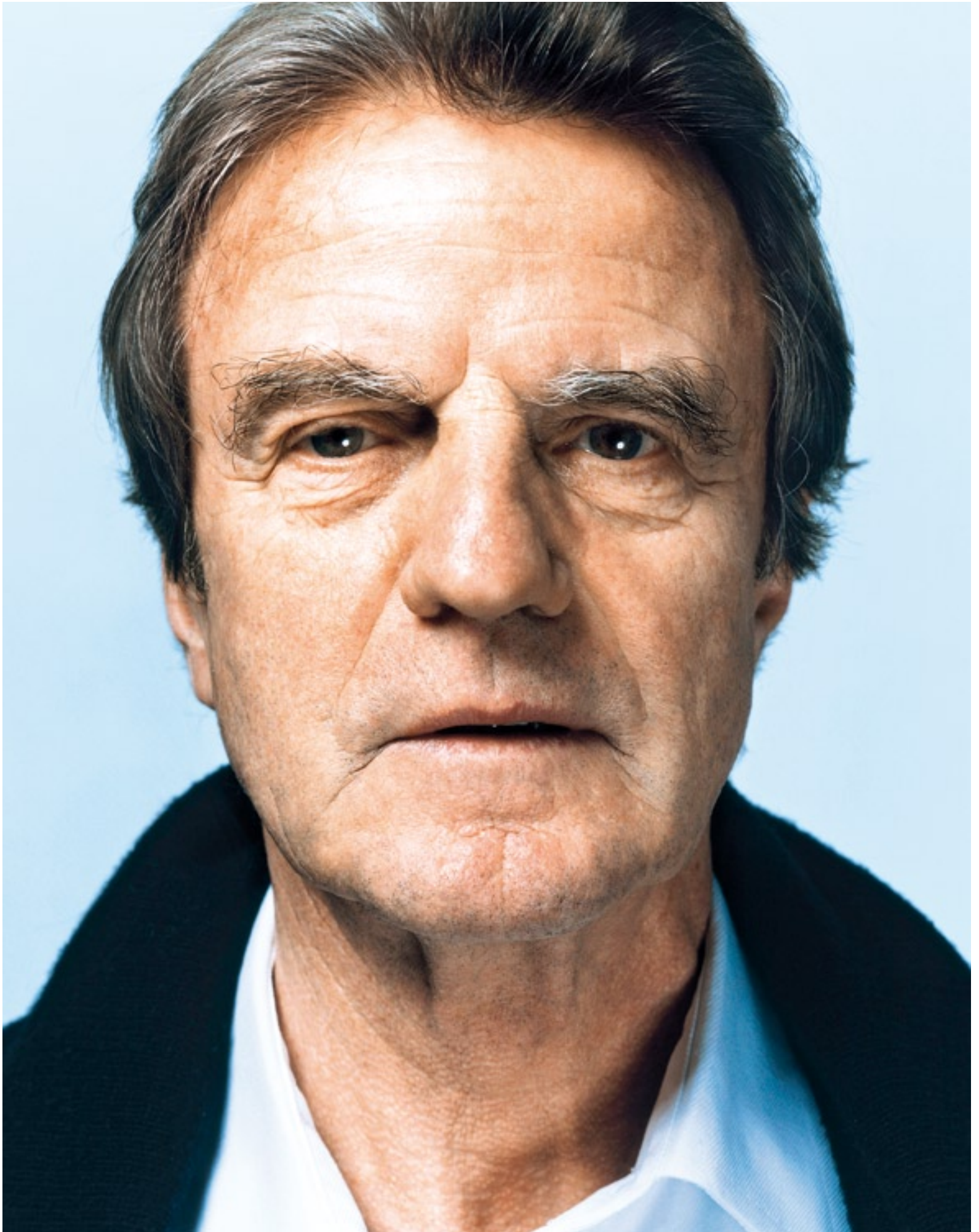
Es geht hier nicht um eine dringliche Not-situation, die sofort gelöst werden muss. Wir sind nicht die Einzigen, die gegen einen Beitritt der Türkei sind. Andere geben vor, für eine Erweiterung der EU inklusive Aufnahme der Türkei zu sein, aber tief in ihrem Herzen glauben sie dies nicht. Schauen Sie sich die Deutschen an und andere. Nun hat Nicolas Sarkozy eine sehr gute Idee ins Spiel gebracht, die darin besteht, dass Russland und der Türkei Sicherheit und wirtschaftliche Beziehungen angeboten werden. So wäre es möglich, den Kreis der EU erheblich zu erweitern, ohne dass diese Länder Mitglieder werden. Die Idee hat Zukunft.

Lassen Sie mich ein anderes Gebiet anschneiden, auf dem Sie sich möglicherweise geändert haben, seit Sie Minister sind. Sie sind doch Mr Menschenrechte?

Absolut.

Sie wollten, dass es in der Regierung einen Menschenrechtsminister gibt.

Das war ein Fehler. Allerdings habe ich das Angebot, ein Menschenrechtsministerium zu übernehmen, persönlich mehrfach abgelehnt. Es ist nicht möglich, in einer Regierung Menschenrechtsminister zu sein. >>>



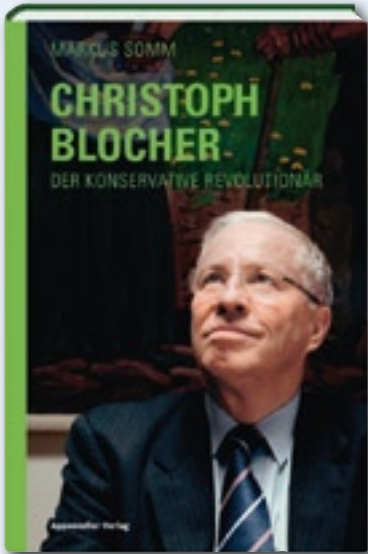
«*Wir entdeckten die Wirklichkeit der Welt, und es war ein Schock für uns*»: Arzt und Politiker Kouchner.



Platin-Club

Weltwoche-Spezialangebot

Wir empfehlen die neue Blocher-Biografie des Weltwoche-Autors Markus Somm. Als Weltwoche-Abonnent/-in profitieren Sie von 20% Rabatt.



Christoph Blocher hat die schweizerische Politik der vergangenen Jahrzehnte bestimmt. Keiner hat so viele Gegner gegen sich aufgebracht, keiner so viele Anhänger gewonnen, keiner ist so mächtig geworden. Blocher, der als Bundesrat abgewählt worden ist, beschäftigt das Land noch immer. Woran liegt das?

Diese autorisierte Biografie von Christoph Blocher ist mehr als eine Biografie. Sie erzählt die Geschichte eines mittellosen Pfarrerssohns, der zum mächtigsten Politiker des Landes aufstieg. Und sie schildert die Geschichte eines Landes, das sich jahrzehntelang für einen Sonderfall hielt, bis ihm diese Gewissheit plötzlich abhanden kam. Christoph Blocher war einer der wenigen, die widersprachen. Er tut es immer noch.

Weltwoche-Spezialangebot

Als Weltwoche-Abonnent/-in profitieren Sie von mehr als 20% Ermässigung auf den Verkaufspreis:
Sie bezahlen Fr. 38.– statt Fr. 48.– (inkl. Porto und Verpackung).

Bestellungen und weitere Angebote auf www.weltwoche.ch/platinclub

Ich verstehe dies nicht. Sie sind ein Menschenrechtsaktivist, und jetzt sagen Sie, es sei unangebracht für eine Regierung, sich allzu sehr um die Menschenrechte zu kümmern.

Eine Regierung kann das nicht. Wenn Sie ein aufrechter Menschenrechtsaktivist und gleichzeitig Minister sind, dann müssen Sie jede Woche zurücktreten. Man muss das Ideal der Menschenrechte Tag und Nacht tief in seinem Herzen und seinem Kopf tragen.

Aber nicht danach handeln?

Einzig gestützt auf die Menschenrechte, kann man ein Land nicht wirkungsvoll regieren. Es ist naiv, zu denken, dass man nur die Menschenrechte und nichts anderes in Betracht ziehen kann. Absolut naiv, unmöglich. Ich gebe Ihnen Beispiele: Simbabwe, Kenia, Guinea. In Guinea sind Massaker begangen worden. Heisst dies, dass ich mich auf mein weisses Ross setzen und in den Kampf ziehen soll? Nein, ich versuche Lösungen zu finden. Vorläufig ist mir dies nicht gelungen oder nur teilweise. Es ist Aufgabe der Aktivisten, zu drängen und zu kritisieren! Nennen Sie mir ein Beispiel eines anderen modernen Landes mit einem Menschenrechtsbeauftragten. François Zimeray ist mein Botschafter für Menschenrechte. Aber er ist Botschafter, nicht Minister.

Sie kehren eben aus Afghanistan zurück. Kamen Sie zum Schluss, dass die Taliban militärisch nicht besiegt werden können?

Dies war schon immer meine Ansicht. Ich war mit den Ärzten sieben Jahre lang während jeweils zwei bis drei Monaten in Afghanistan. Ich ging zu Fuss über die Berge ins Land, folgte den Pfaden unter den sowjetischen Bomben. Ich kenne das Land auswendig. Es ist unmöglich, einen militärischen Sieg zu erringen. Aber es ist ebenso undenkbar, dass wir militärisch besiegt werden. Wir müssen einen dritten Weg finden, der darin besteht, das afghanische Volk davon zu überzeugen, dass unsere Lebensart, unser Projekt, besser ist als diejenige der Taliban.

Aber dies geschieht nicht.

Es geschieht nicht genug. Wir hatten letztes Jahr diese Konferenz in Paris, wobei erstmals das Wort Afghanistan gebraucht wurde. Afghanistan heisst, dass man ein finanziell abgesichertes Projekt den Afghanen selber zur Durchführung übergibt.

Wenn Sie Afghanistan sagen, denke ich an Vietnamisierung. Es war das Wort, das man brauchte, als man besiegt war.

Wir wurden besiegt, weil es sich um einen Kolonialkrieg handelte. In Afghanistan ist es kein Kolonialkrieg. Wir helfen den Afghanen, wir bekämpfen sie nicht. Wir sind auf ihrer Seite gegen die Taliban. Die Taliban sind Teil der Gesellschaft. Was wir brauchen, sind erst einmal ein Präsident und eine Regierung mit einem Entwicklungsprogramm.

Bernard Kouchner

Aussenminister Bernard Kouchner, der am 1. November seinen 70. Geburtstag feiert, ist seit Jahrzehnten eine der beliebtesten Persönlichkeiten Frankreichs. Als im nigerianischen Bürgerkrieg tätiger junger Arzt gründete er 1971 zusammen mit anderen engagierten Medizinern die nicht-staatliche Organisation Médecins sans Frontières. Kouchner erlangte internationale Berühmtheit, als er 1979 ein Frachtschiff charterte, um vietnamesischen Boat-people die Flucht nach Hongkong zu ermöglichen. Später gründete Kouchner eine zweite Hilfsorganisation, Médecins du Monde, deren Mitglieder, bekannt als *French doctors*, in Konflikt- und Krisengebieten rund um den Erdball zu einem Begriff wurden.

Kouchner begann seine politische Laufbahn unter Präsident Mitterrand als Staatssekretär und war Minister für Gesundheit in zwei sozialistischen Regierungen. 2007 machte Präsident Nicolas Sarkozy den eigenwilligen Politiker (er hatte unter anderem den Irakkrieg befürwortet) überraschend zum französischen Aussenminister. (hpb)

Dies tönt anders als das, was man von den Amerikanern und den Briten hört, die davon reden, mehr Truppen zu entsenden. Frankreich schickt nicht mehr Truppen. Es gibt also einen Unterschied.

Ja, einen Unterschied im Verständnis des Begriffs Afghanistanisierung. Wenn wir nicht mehr Truppen schicken, ist dies, weil unsere Aufgabe darin besteht, uns um zwei grosse Täler östlich von Kabul bis zu der pakistanischen Grenze zu kümmern. Dafür haben wir – vorläufig – genug Truppen. Ich habe mit [dem britischen Aussenminister, Anm. d. Red.] David Miliband und seinen Spezialisten gesprochen, und unsere Auffassungen liegen sehr nahe beieinander. Schritt um Schritt nähern wir uns unserem Ziel. Wir müssen die Armee und die Polizei ausbilden und bezahlen. Wissen Sie, dass ein afghanischer Soldat 70 bis 100 Dollar im Monat verdient, während ein Kämpfer der Taliban das Dreifache – 300 Dollar – als Sold bezieht? Dies ist lächerlich! Fragen Sie die Afghanen, ob sie ihre Familien ernähren wollen! Dies ist eine der Dummheiten, die begangen werden.

Werden die Taliban in die Regierung einziehen?

Dies ist in der Vergangenheit mehrfach geschehen. Allerdings nicht die Taliban, die für den globalen Dschihad kämpfen, die bestimmt nicht. Der nächste Präsident muss dies entscheiden.

Kann der Westen den Iran davon abhalten, eine Nuklearwaffe zu bauen?

Wir versuchen es. Ich habe keine Illusionen, und ich bin nicht naiv. Wir versuchen es, wir entwickeln Kontakte.

Lohnt es sich, Krieg zu führen, um den Bau einer Bombe durch den Iran zu stoppen?

Ich weiss es nicht. Wir müssen in der ständigen Überzeugung handeln, Krieg und Bombardierung zu vermeiden. Aber wir können nicht akzeptieren, dass ein Land wie der Iran, das offen die Nachbarn bedroht, die Bombe baut. Nordkorea ist genau der gleiche Fall.

In Ihrer langen Karriere hatten Sie immer Kontakt oder Freundschaften mit berühmten Leuten. Sind Sie den Berühmtheiten nachgelaufen? Beeindruckt Sie Berühmtheit?

Überhaupt nicht. Ich bin nicht beeindruckt.

Aber ein grosser Teil Ihres Aktivismus hing davon ab, dass grosse Namen Sie unterstützten.

Nein! Ich war gezwungen, den Leuten die Notlage der Welt zu zeigen. Ohne die Medien, vor allem das Fernsehen, reagieren die Leute nicht, deshalb mussten wir als Médecins sans Frontières, als *French doctors*, auf eine gewisse Weise berühmt werden. Mir liegt nichts an Ruhm, ich will Wirkung erzielen.

Aber Sie mögen Publizität?

Nein, ich kriege mehr als genug davon. Mein Lieber, ich liege seit 25 oder 30 Jahren in den Meinungsumfragen immer an der Spitze. Aber ich suche dies nicht. Ich suche Ergebnisse. Ergebnisse im Bemühen, die Welt zu verändern.

Lassen Sie mich Sie zu einem bestimmten Fall befragen. Ich las, dass Sie nach Benazir Bhuttos Tod sehr scharf darauf waren, nach Pakistan zu reisen, um Ihre Solidarität zu bekunden.

Stimmt.

Als Menschenrechtsaktivist müssen Sie wissen, dass Benazir Bhutto eine Frau mit korrupter Vergangenheit war, die ein sehr feudales Leben führte und in vieler Hinsicht undemokratisch war. Gleichwohl wollten Sie zeigen, dass Sie sich mit ihr verbunden fühlten.

Nicht verbunden, ich wollte einfach dort sein. Aus meinem tiefen Gefühl, aus Ehrgefühl. Sie war korrupt wie die andern, wie alle andern. Aber sie war eine Lady, sie war gross, sie war schön, und sie war die Zukunft. Wieso wurde sie ermordet? Weil sie eine Frau war, weil sie tapfer und mutig war. Sie war weniger korrupt als die andern, und sie kämpfte für ein besseres Einvernehmen zwischen Pakistan und Afghanistan. Kommt dazu, dass ich sie kannte, sehr gut kannte. Meinen ersten

Eindruck von ihr erhielt ich, als wir mit Präsident Mitterrand Pakistan besuchten, und es war eine wunderschöne Geschichte des gegenseitigen Verständnisses. Ja, ich eilte hin, und ich war allein vor ihrem Grab. Ich war tief beeindruckt und bedrückt, und ich fragte mich, wieso der Rest der Welt nicht um sie weinte. Deshalb stehe ich jetzt [Präsident, Anm. d. Red.] Zardari nahe. Ich weiss von seiner Korruption, seiner Gefängnisstrafe, von all dem. Aber er ist ein besserer Präsident als seine Vorgänger. Sie sind der Freiheit näher und – wenn ich Demokratie sage, werden Sie mich kritisieren, aber sie sind demokratischer, offener, wahrer als die andern.

Noch ein Gebiet, wo es vielleicht schwer ist, Minister und Aktivist unter einen Hut zu bringen: Gabun. Sie waren am Begräbnis von Präsident Bongo.

Natürlich.

Ein Mann, der etwa 30 Villen in Paris hatte, ein Multimillionär, gegen den die Organisation Transparency International ermittelte.

Ich will, dass Transparency International Ermittlungen in andern Fällen anstellt: Sambia, Kenia, Elfenbeinküste, Simbabwe.

Irgendwo muss man ja mal anfangen.

Ja, man muss irgendwo anfangen, und man beginnt, wo es am leichtesten ist, wo man Erlaubnis hat hinzugehen. Ich weiss dies. Aber: Es gab keine politischen Gefangenen in Gabun, und es gibt keine jetzt. In Gabun ist niemand aus politischen Gründen gestorben. Nie. Während 35 oder 40 Jahren hat dieser gabunische Präsident seinen Feinden und Konkurrenten Posten in seiner Regierung angeboten. Verglichen mit Guinea heute, verglichen mit dem, was in letzter Zeit bei Wahlen in andern Ländern geschah, waren die Wahlen in Gabun besser. Natürlich waren es nicht perfekte westliche Wahlen. Schauen Sie den Rest von Afrika an, und sehen Sie die Wirklichkeit. Bitte kritisieren Sie nicht die besten unter den schlechten Beispielen für Demokratie.

Und das korrupte Geld?

Das Geld ist doch nichts. Das Geld ist nichts im Vergleich zu den andern Ländern, zu Südafrika, zu Angola, zu der Elfenbeinküste. Gabun ist ein kleines Land von weniger als einer Million Einwohnern.

Mein Fazit ist folgendes: Sie halten die Politik für die Kunst des Möglichen, Sie sind weniger idealistisch, als ich erwartete.

Nein, ich glaube, die Politik ist die Kunst des Unmöglichen. Und ich habe dies mein ganzes Leben lang getan. Ich bin kein Sektierer. Was ich hier tue, gibt – so glaube ich – der französischen Diplomatie ein wenig Stärke. Und es war Zeit dafür. Frankreich brauchte dies.

© «The Interview», BBC World Services, 2009
Aus dem Englischen von Hanspeter Born

winterconcerts

THE FOUR SEASONS BY CANDLELIGHT ANTONIO VIVALDI

Mozart Festival Orchestra London



Das Mozart Festival Orchestra London und seine Solisten, gekleidet mit originalgetreuen Kostümen aus dem Barock, schaffen mit Klängen von Antonio Vivaldi, Johann Sebastian Bach, Georg Friedrich Händel und anderen, Momente der Ruhe und Entspannung. Im Zentrum des Programms stehen «Die Vier Jahreszeiten», eine Komposition von Antonio Vivaldi, die aus vier Violinkonzerten mit jeweils drei Sätzen besteht. Das Mozart Festival Orchestra London setzt sich aus Musikern der führenden Londoner Orchester wie dem London Symphony Orchestra, dem Philharmonia Orchestra und dem Royal Philharmonic Orchestra zusammen.

Tonhalle Zürich | Fr. 13. November 2009
KKL Luzern | Sa. 14. November 2009

Highlights im KKL Luzern

31.10	SWING LEGENDEN SWR Big Band Max Greger, Hugo Strasser & B. Ramsey	AUSVERKAUFT
14.11	THE FOUR SEASONS BY CANDLELIGHT Mozart Festival Orchestra London	
22.11	DIE KRÖNUNGSMESSE Philharmonie Baden-Baden La Compagnia Rossini	AUSVERKAUFT
06.12	FURBAZ NADAL Furbaz mit Band	
17.12	CHRISTMAS IN LUCERNE Zürcher Sängerknaben & Swiss Brass Consort Christian Kohlund ERZÄHLER	
18.12	SWINGING CHRISTMAS Glenn Miller Orchestra	
23.01	GALAKONZERT ZUM NEUJAHR Wiener Opernball Orchester	
28.02	PERLEN DER VOLKSMUSIK Oesch's die Dritten, Keiser-Chörl, Swiss Ländler Gamblers, Engadiner Ländlerfründa und viele weitere	
16.04	SINFONIE IN BILDERN Philharmonie Baden-Baden	

Highlights in der Tonhalle Zürich

13.11	THE FOUR SEASONS BY CANDLELIGHT Mozart Festival Orchestra London
04.12	STRINGFEVER – Die Konzertshow
18.04	SYMPHONIE LIBERGIQUE Philharmonie Baden-Baden Hans Liberg MUSIKKABARETTIST

Highlight im Kursaal Bern

19.12	FURBAZ NADAL Furbaz mit Band
-------	---------------------------------

OBRASSO
CLASSIC EVENTS

Tickethotline 041 318 00 55 NORMALTARIF
www.classic-events.ch



Aufsässige Tassen: Erbin Lydia Hearst im Pirelli-Kalender für Kaffeeliebhaber, fotografiert von Miles Aldridge.



Edle Röstung

Von Daniele Muscionico

Lydia Hearst, sauerkrautblonde Erbin, telefonierte heute Morgen mit ihrer Mutter, las dann die Partyspalte der *Vogue*, beschloss, genug gearbeitet zu haben, und begann Kaffee zu trinken. Als noch nicht Mittag war, da hatte sie bereits fünfzehn Tassen intus. Die letale Dosis liegt bei hundert.

Lydia, ein Opfer des Koffeinismus, der Kaffeesucht. Die Symptome: Pupillenstarre, Abblassen der Hautfarbe, unkontrollierte Bewegungen, Muskellähmungen aufgrund von Kaliummangel, psychische Instabilität. Und Halluzinationen, Wahnbilder: Als die Tassen begannen, aufsässig zu werden, musste sie sie mit Küssen besänftigen. Die Tassen beschimpften sie und forderten den Einsitz in den Hearst-Verlag, andernfalls es ihr ergehen würde wie einst ihrer Mom.

Lydia Hearst ist ein *trust fund baby*, ihr Nachname ist ein Synonym für mächtig viel Geld. Ihr Urgrossvater war William Randolph Hearst, Vorbild für Orson Welles' «Citizen Kane», Gründer eines monströsen Verlagsimperiums. Ihre Mutter Patty Hearst wurde im Alter von neunzehn Jahren von einer linksradikalen Gruppe gekidnappt, in einem Schrank festgehalten und missbraucht und überfiel dann, an der Seite ihrer Peiniger, eine Reihe von Banken. Bewaffnet mit einem Maschinengewehr. Patty Hearst sass im Gefängnis, wurde von Jimmy Carter begnadigt, heiratete ihren Bodyguard – und bekam Lydia.

Seit Lydia allein lebt, telefoniert sie täglich mit ihrer Mom. Wenn sie nicht die *Vogue* liest oder Kaffee trinkt oder Gast ist in den Klatschspalten der New Yorker Zeitungen, lässt sie sich fotografieren. Zum Beispiel von Miles Aldridge für einen italienischen Kaffeeveredler und Vertreiber von Kaffeebohnen.

Ellen von Unwerth tat es, David LaChapelle tat es, Annie Leibovitz und nun auch der Londoner Miles Aldridge. Er fotografierte den Pirelli-Kalender für Kaffeeliebhaber, im Studio 5 in Cinecittà, den Räumen von Federico Fellini, zwischen den Sets von Fellini, im Sinn und Geist der römischen Regielegende. Sechs Bühnenbilder zu sechs italienischen Lied-Ikonen, dargestellt von sechs Models. Alexandra Tomlinson interpretierte «Guarda che luna», das It-Girl Daisy Lowe «Con te partirò», das Supermodel Georgia Frost «Nessun dorma», und die schöne Erbin Hearst stellte den Song «Baciami piccina» nach.

Das Billion-Dollar-Baby und die weissen Mäuse. Lydia darf das Schlafzimmer erst verlassen, wenn Aldridge es will. Patty Hearst wird stolz auf ihre Tochter sein.

Aschenputtels Erbin

Sie spielte Volleyball und surfte: Jetzt darf Marisa Miller den sagenumwobenen Diamant-BH vorführen.



Modernes Märchen: Topmodel Miller mit dem «Harlequin Fantasy Bra».

Marisa Miller — Im Märchen dreht sich alles um den goldenen Schuh, den Aschenputtel nach dem Ball auf der Schlosstreppe verlor. Der Sohn des Königs, der sich soeben in sie verliebt hatte, liess schmachtend nach der Unbekannten suchen. Keiner anderen Füße waren klein genug, um ohne blutige Blasen in die edlen Latschen schlüpfen zu können. Heute allerdings würden die Brüder Grimm mit ihrem Schuhtick ziemlich alt aussehen; vor allem im Vergleich zum exklusiven Wäsche-label Victoria's Secret. Dieses nämlich liess nach derjenigen Schönen suchen, deren Busen perfekt in den sagenumwobenen Diamant-BH passte – den «Harlequin Fantasy Bra» im

Wert von 3,3 Millionen Franken. In 800 Arbeitsstunden wurde dieser mit 2300 Edelsteinen verziert und noch dazu zwischen den gewölbten Schalen mit einem herzförmigen 16-Karat-Klunker bestückt. Als modernes Aschenputtel (und Nachfolgerin von Tyra Banks und Heidi Klum) wurde dieses Jahr die 31-jährige Marisa Miller auserwählt, um das edle Geschmiede an der grossen Modeschau am 19. November zu präsentieren. Wie ein Märchen liest sich die Geschichte des Topmodels: Unter der kalifornischen Sonne in Santa Cruz geboren, glänzte sie zuerst als Volleyballspielerin und als Surferin, bevor sie am Strand von Santa Barbara von Starfotograf

Mario Testino entdeckt wurde. Und wie es bei solchen Geschichten üblich ist: Niemand spricht mehr von den bösen Stiefschwestern, denen der BH nicht passte. (rs)

Jay-Z — Nicht einmal seine Ehefrau Beyoncé Knowles, sagt der Rapperkönig, komme an die Musikauswahl in seinem iPod heran, denn er halte sie sorgfältig verschlüsselt. Der Grund: «Wo immer ich zu einer Party gehe, übernehme ich sofort das Soundsystem und spiele meine Lieblingssongs. Ich werde zwar nie Grandmaster Flash sein, aber für eine kurze Weile fühle ich mich so.» Danach, sagt er, wollten immer alle Gäste seine Playlist sehen. Vergeblich. «Ich bin da sehr selbstsüchtig. Ich will der sein, der die Party in Schwung bringt. Sie soll besser werden, kaum bin ich da. Also kann ich meine Musikauswahl nicht herzeigen.» Und was ist auf Beyoncé's iPod? Er habe, beteuert Jay-Z, absolut keine Ahnung. (bes)

Bronson Pinchot — Er spielte Nebenrollen in unzähligen guten Filmen. Aber der 49-Jährige ist kein Star, sondern das, was im Showgeschäft *working actor* heisst, ein Schauspieler, der genug verdient, um nicht nebenher kellnern zu müssen. Er verdient sogar mehr als genug, und das ist überraschend. Denn Pinchot verletzt unbekümmert ein ehernes Gesetz der

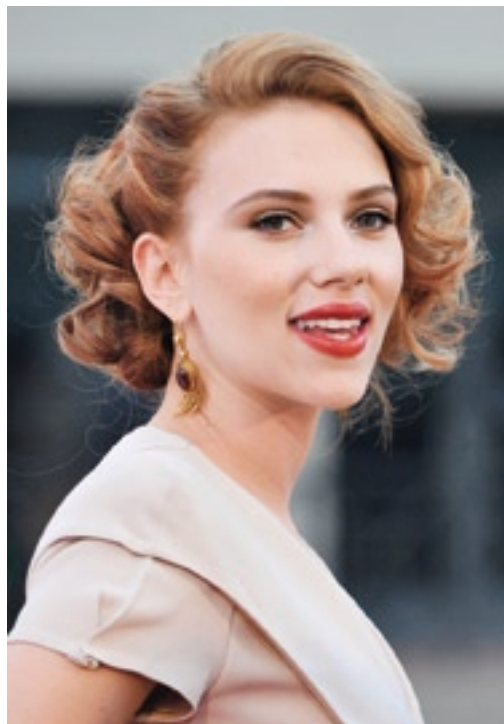


Gage für den Psychiater: Bronson Pinchot.

Branche: Er redet offen über berühmte Stars, mit denen er arbeitete. Zum Beispiel über Tom Cruise, der ein unbekannter 20-Jähriger war, als sie gemeinsam «Risky Business» drehten. «Tom war der grösste Langweiler auf Erden, völlig verkrampt. Aber er benahm sich wie ein Megastar. Und er machte die ganze Zeit ohne jeden Anlass schwulenfeindliche Bemerkun-

gen, sagte sinnloses Zeug wie: «Schöner Tag heute. Zum Glück treiben sich hier keine Schwulen rum.» Ungefähr jeder dritte Satz ging gegen Schwule. Eddie Murphy redete genauso, und dann erwischten sie ihn mit einem Transvestiten.» Der schlimmste Kollege, sagt Pinchot, sei allerdings Denzel Washington gewesen, der auf dem Set von «Courage Under Fire» jeden wie Dreck behandelt habe. «Meine ganze Gage ging während der Dreharbeiten für den Psychiater drauf, damit ich das irgendwie durchhielt.» (bes)

Scarlett Johansson — Idee für ein Weihnachtsgeschenk, das sehr schnell ausverkauft sein wird: Broadway-Tickets für Arthur Millers «Blick von der Brücke». Die Neuinszenie-



Für Kulturmuffel: Scarlett Johansson.

rung des Theaterstücks über einen Hafenarbeiter, der sich in seine 17-jährige Nichte verliebt, die er mit seiner Frau grosszieht, hat im Januar in New York Premiere. Dass Scarlett Johansson die junge Nichte spielt, ist auch für Kulturmuffel Grund genug, wieder einmal ins Theater zu gehen. Frauen werden nicht weniger entzückt sein: Den Hafenarbeiter spielt Liev Schreiber, Ehemann von Naomi Watts («King Kong») und seinerseits einer der hinreissendsten amerikanischen Film- und Theaterschauspieler. (bes)

Bono — Für viele ist es schon heute der Höhepunkt des nächsten Jahres: U2 mit Frontmann Bono, 49, geben im Herbst 2010 ein Konzert auf dem Militärflugplatz von Dübendorf. Vor ihnen taten das allerdings schon Madonna, 51, und Mick Jagger, 66, mit den Rolling Stones. Nicht umsonst heisst die irische Rockband schliesslich U2 – sprich: «You too». (rs)



My balls

Unser Kolumnist geht auf Bälle, obwohl er solche Anlässe nicht mag. Und ein alter «Freund» überrascht ihn mit Grossmut. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche blieb ich in Zürich. Am Samstag fand der Kiski-Ball statt, eine wohltätige Veranstaltung zugunsten des Kinderspitals. Der Anlass hat mir gefallen, auch weil die Rahmenbedingungen vorteilhaft waren für mich. Ort: «Baur au Lac», mein Lieblingshotel. Gastgeber: **Oliver Wolfensberger**, ein Immobilienentwickler, mit dem ich befreundet bin. Tisch: Auf der Erhöhung im «Petit Palais», mit guten Leuten (**Ingrid und Ueli Wolfensberger**; **Olivia Fischer**, Olivers Freundin; **Sandra und Gero Bauknecht**; *the redhead*, in einem mitternachtsblauen Kleid von Cavalli). Sogar das Essen – Hummer, Kaninchen Confit, Kalbscarré – war fein.

MvH war diese Saison schon auf drei Bällen (neben dem Kiski-Ball noch an der Swiss Red Cross Gala sowie «Innocence in Danger»). Das ist genug. Veranstaltungen für den wohltätigen Zweck zu besuchen, ist eine verdienstliche Tat. Das ist es nicht, was ich meine. Sondern: Bälle sind keine Wohlfühlumgebung. Kein Milieu, in dem man die Nacht geniesst. Ich finde, es sind die Anlässe mit am meisten unerschwinglich vorhandenen Möglichkeiten, Fehler zu machen. Und dann ein bisschen blöd dazustehen vor der *society*.

Bälle beginnen früh (Aperitif meistens um 19.00 Uhr), und Frauen benötigen oft einen Vorlauf von ein paar Stunden für Hair & Makeup usw. Darum ist man fast immer spät dran, die Stimmung ein wenig, sagen wir, gespannt. Vor allem, wenn zuvor der Satz «Ich habe nichts anzuziehen» gesagt wurde. Der Unterschied zwischen einem Abendkleid und einem

«Abendkleid» ist die Qualität des Stoffs und das *refinement* des Schnitts, das ist banal. Frauen, die an Bälle gehen, nebenbei, können zudem den Preis des Kleids einer anderen Frau (und die Grosszügigkeit des Mannes) aus hundert Metern auf hundert Franken genau bestimmen. Ein richtiges Abendkleid hat ferner Reisverschlüsse, die zugehen, und Träger, die nicht verdreht angenäht sind et cetera (das ist einem 2000 bis 3000 Franken Preisunterschied wert, nicht wahr?).

Vor Ort wird klar, dass man an dem falschen Tisch sitzt. An dem richtigen sind die Freundinnen der *ladies who lunch*, die in dem Komitee sind, das für den Ablauf verantwortlich ist. Da sollte man darüberstehen. Es führt zu nichts, sich aufzuregen, bloss weil man in dem Sibirien des Raums ist (am Rand oder in einem Overflow-Zimmer, mit Videolink aus dem grossen Saal). Die 800 bis 1000 Franken je Karte hat man ja nicht für einen Stuhl bezahlt, sie sind für einen wohltätigen Zweck, oder?

Das ist noch nicht alles, man muss als Nächstes die Charity-Auktion hinter sich bringen. Für eine Phuket-Reise (10 Tage «Evason & Six Senses Spa») an der Swiss Red Cross Gala z. B. bot **Eric Sarasin** 35 000 Franken – doch der «Gewinner» war **Ph. Oliver Burger**, er zahlte 50 000 Franken oder so. Solche Versteigerungen sind ein Beweis, dass es den freien Willen vermutlich nicht gibt. Jedenfalls wenn man ein Mann ist und *keep up appearances* ein bisschen wichtig. Bevor man nach Hause gehen kann, wird getanzt (zu Livemusik von Bands, die man nicht kennt). Ich weiss eigentlich nur von wenigen Männern, die das gerne tun. Aber auf den Tanzflächen ist immer viel los. Im Tanz findet man Trost, denke ich. Der nächste Ball, für die, die es interessiert, ist der Kaiserball (5. Dezember, Kongresshaus Zürich).

Am Freitag war ich an dem Fest zu Ehren des dreissigjährigen Bestehens von Radio 24, in einem Lokal mit Namen «Härterei». Interessant war, zu sehen, wer alles schon für den Sender arbeitete (**Siro Barino**, **Reto Brennwald** oder **Patricia Boser**). Noch interessanter war, zu sehen, wie es ist, wenn man als «+1» ausgeht – ich war *the redhead's* Begleitung (sie ist Radio-24-Moderatorin). Das hat etwas, muss ich sagen, man darf dann freundlich sein, alles lässig finden. Danach, an der Party in den Maag-Hallen, nahm ich Platz in einer Nische, die für «Mondo Valentino» reserviert war. («+1» sein, ist in Ordnung, aber man steht nicht herum als MvH.) Ein Sicherheitsmitarbeiter wollte mich wegschicken, als **Claudio Scattina** mit Gästen eintrat. Doch «Valentino» bat mich zu bleiben, behandelte mich wie einen Freund (obwohl ich einmal in dieser Spalte über ihn streng geurteilt habe). Das ist gescheit; er hat *esprit large*, können alle sehen. Er sollte Workshops anbieten: «Wie man Journalisten für sich einnimmt.» Ich kenne einige halbfette Namen, die von ihm lernen könnten.

«Asiatische Käufer bevorzugen den Roller»

Philippe de Korodi, CEO von Caran d'Ache, über diamantene Füller, die Bedeutung des Briefs und gefragte, teure Farbstifte.



«Pablo Picasso hat unsere Farbstifte benützt»: Caran d'Ache-Chef Korodi.

Welches sind Ihre Bestseller?

Die drei Kollektionen «Varius», «Léman» und «Ecridor». «Varius» verbindet verschiedene Materialien. Der Körper ist immer aus rhodiniertem Silber. Rhodium ist ein hochwertiges Metall, drei- bis fünfmal teurer als Gold. Wir kombinieren es mit Ebenholz, Perlmutter und Weissgold. Ein Klassiker seit fünfzig Jahren ist der sechseckige Ecridor-Kugelschreiber oder Füllfederhalter.

Welche Rolle spielen heute noch die Farbstifte?

Seit sechs, sieben Jahren hilft uns hier der Retro-Trend. Immer mehr Künstler verwenden sie wieder. Für die Profis haben wir die Kollektion «Luminance» auf den Markt gebracht. Deren Stifte zeichnen sich aus durch höchste Lichtechtheit. Man kann Farbstifte für lediglich fünfzig Rappen kaufen. Unsere «Luminance»-Quali-

tätsfarbstifte kosten dann allerdings vier Franken pro Stück.

Von wo bis wo reicht Ihre Preisskala?

Vom Farbstift für 1 Franken 50 bis zu den auf 10 Stück limitierten Luxuseditionen mit einem Füllfederhalter aus Massivgold für 120 000 Franken. Der teuerste Füller mit Diamanten, «La Modernista Diamonds», erreicht sogar ein Preisniveau von 350 000 Franken, was aber mehr mit den Diamanten als mit dem eigentlichen Schreibgerät zusammenhängt.

Welches Segment boomt, welches droht zu stagnieren?

Der Retro-Trend spielt auch bei den Füllfederhaltern, in Europa, aber auch in Asien. Es ist wie bei den mechanischen Uhren. Ausserdem kaufen immer mehr Frauen spezifische Schreibgeräte, zum Beispiel wollen sie keinen Clip, denn sie führen den Kugelschreiber in der Handtasche mit. Zurückhaltender

in der jetzigen Wirtschaftssituation sind die Leute bei den Editionen zwischen 5000 und 10 000 Franken. Der Bereich von 500 bis 1000 Franken ist hingegen immer noch sehr dynamisch.

Das Schreiben von Briefen verliert immer mehr an Bedeutung. Macht Ihnen das Sorgen?

Als Gutenberg den Buchdruck erfunden hat, sind die Schreibgeräte deshalb nicht verschwunden. Ebenso wenig, als die Schreibmaschine und der Computer kamen. Heute besitzen die meisten Leute ein Mobiltelefon, ebenso ein Schreibgerät. Der Wert, nicht das Volumen ist das Thema.

Wie wichtig ist der Roller-Pen?

Sehr wichtig, weil er Komfort und eine gute Ergonomie bietet. Asiatische Käufer bevorzugen den Roller. Er ist bequemer als der Kugelschreiber, wegen der Viskosität der Tinte.

Spielt der Bleistift noch eine Rolle?

Es gibt die Segmentierung auf einem tiefen Niveau von Produkten, die aus China, Indonesien oder Brasilien in die Schweiz importiert werden. In der Mitte wollen wir nicht sein.

Wie viel Umsatz entfällt auf die Schweiz, wie viel aufs Ausland?

Das Verhältnis ist ungefähr 50:50. 2009 werden wir ein bisschen mehr Umsatz in der Schweiz generieren, weil die Exportmärkte Russland und USA dieses Jahr sehr schwierig waren.

Gibt es Caran-d'Ache-Botschafter?

Wir glauben, die Produkte sind unsere Botschafter. Aber beispielsweise Alber Elbaz, der Creative Director von Lanvin, skizziert mit Caran d'Ache. Wir haben gemeinsam eine Box entwickelt, die bei Lanvin in Paris, London und in den Vereinigten Staaten verkauft wird. Auch Pablo Picasso hat unsere Farbstifte benützt. Und Bundesrätin Doris Leuthard hat kürzlich anlässlich ihres Japan-Besuchs eines unserer Schreibgeräte als Geschenk offeriert.

Steckt das Papeteriegeschäft in der Krise?

Ich glaube, ja. Aber verglichen mit den USA steht es in Europa noch gut. Eine hohe Qualität des Sortiments ist unumgänglich.

Philippe de Korodi, 1964 geboren, ist CEO des Schweizer Traditionsunternehmens Caran d'Ache, das Schreibgeräte für den Schul-, Künstler- und Luxusbedarf herstellt.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

Schweizer Labels zeigen den Herbst

Von Jürg Zbinden

Schweizer haben es nicht leichter, aber auch nicht schwerer als ausländische Modedesigner, sich durchzusetzen. Es braucht einen langen Atem und unternehmerisches Geschick. Kreatives Talent reicht kaum aus, um sich auf dem hartumkämpften Modemarkt zu behaupten. Nur wenige Schweizer Labels erreichen die internationale Strahlkraft von Akris. Trotzdem gibt es bewährte und neue einheimische Talente, die zu entdecken sich lohnt oder denen man die Treue halten muss. Das belegt die kleine Auswahl, die den Herbst 2009 entschieden dezent statt bunt interpretiert.

1 — Die Mods der sechziger Jahre dürften diesem jungen, urbanen Outfit als Vorbild gedient haben. Die Jägermütze mit Ledereinsatz kostet Fr. 320.–, die mit einer Kapuze versehene Lederjacke Fr. 2600.–. Der dünne Wollpullover mit V-Ausschnitt (Fr. 660.–) gibt den Blick frei auf den schmalen Lederbinder (Fr. 215.–) und das Hemd aus Seidentwill (Fr. 760.–). Zu guter Letzt rockt die Motorradhose aus einer Techno-Gabardine (Fr. 475.–). Alles von Bally, Bahnhofstr. 66, Zürich.

2 — Aus der Kollektion «Jagen» stammt die Halskette (Fr. 380.–) der Schmuckdesignerin Mirca Maffi. In gewagter Fashion-Grösse präsentieren sich Farbsteine, Rehhorn, Perlen und Zifferblätter. Jedes Stück ist ein Unikat. An der Designmesse Blickfang (20. bis 22. November) hat Mirca Maffi einen eigenen Stand. Atelier, Müllerstr. 36, Zürich.

3 — Der Unisex-Gürtel in Eidechsenprint mit Schnalle im Nietenlook (Fr. 350.–) ist von Florence Bachofen. Dieses und andere «Flo accessoires» sind erhältlich im Grieder Concept Store, Bahnhofstr. 30, Zürich.

4 — Einen blendenden Namen gemacht hat sich Strellson mit ebenso trag- wie zahlbarer Herrenmode. Die Jacke «Bell» ist aus 60 Prozent Baumwolle und 40 Prozent Wolle (Fr. 699.–). Die Hose vom funky Anzug «Sly Stone» (Fr. 799.–) ist aus 100 Prozent Wolle, der Schal (Fr. 149.–) aus Wolle und Seide. Bezugsinfos: www.strellson.com

5 — Gut ist gut. Besser ist Ida Gut. Ungefüttertes, kaviarfarbenes Woll-Mantel-Kleid «Fiuri» (71 Prozent Schurwolle, 27 Prozent Polyacryl, 2 Prozent Elasthan) in Perl-Strick-Optik. Der Preis: Fr. 668.–. Zu kaufen in den Grössen XS bis L. Ida Gut, Ankerstr. 112, Zürich.



1



2



3



4



5



Kinderwagen

Fahrspass für den Kleinsten

Kurvenlage, Federung, Bremsen: Unser Autotester hat für seinen Nachwuchs den fahrbaren Untersatz ausgesucht. Von Ulf Poschardt

Die pränatale Prägung beginnt zu einem Zeitpunkt, an dem Eltern anfangen, darüber nachzudenken, wie der kleine Schatz künftig durchs Leben gerollt werden soll. Als jemand, der ein leidenschaftliches Verhältnis zu fahrbaren Untersätzen besitzt, begann für mich eine schöne Zeit. Mit Akribie testete ich, was die Kinderläden Berlins herumstehen hatten: Kurvenlage, Federungskomfort und Bremsen.

Zudem musste ich von Verarbeitung und Design überzeugt sein, ohne in die mittlerweile obszön anmutende Statusfixiertheit wohlhabender Eltern zu stolpern. Obwohl

mich die Carbon-Edition von Concord schwer begeistert hat – ich überlasse sie den russischen Neureichen.

Als die älteste Freundin der Frau samt Sprössling aus Hamburg anreiste, tat sie es mit meinem heimlichen Favoriten, dem Urban von Mountain Buggy, dessen Geländegängigkeit und Hightech-Aura mir für einen kleinen Jungen genau das Richtige schienen. Es war ein sonniger Julitag, als ich den kleinen Pax in den Mountain Buggy setzte und wir zu einem langen Spaziergang aufbrachen. Ich ratterte über spitze Steine, rammte den Kleinen steile Abhänge hinauf und hinunter, quälte ihn um Baumstämme und motzende Senioren herum. Kurzum, ich malträtierte ihn so, wie ich meine Testwagen zu malträtiert pflege. Der Trendsetter aus Neuseeland überraschte mit harmonischem Fahrverhalten, verzieh auch sportliche Aktionen des Piloten und liess den Passagier die Hetzjagd im Wald genießen.

Robust wie die GL-Klasse von Mercedes erschien der Urban als die richtige Wahl. Meine Frau nickte. Ihr war klar, dass ich mich nach all der Zurückhaltung bei Vorhängen, Teppich-

läufern und Wickelkommoden beim Buggy austoben durfte. Als glückliches Ehepaar hatten wir die gleiche Idee für die perfekte Farbkombination: Schwarz/Schwarz (wie originell).

Die Montage der Säuglingsbox war leicht, und als der kleine Wurm zur ersten Ausfahrt in die Kälte eines fast winterlichen Oktobernachmittags rollte, war es nicht zuletzt die skijackendicke Verkleidung der Baby-Tragetasche, die so gemütlich wirkte wie ein Tagesbett im Wohnzimmer. Ketzer meinen, es sehe aus wie die Brutstätte von Darth Vader, Modefreunde erinnern der Look an die Highend-Alpinisten-Tracht von North Face. *In Style*-Leserinnen wissen: Den hat auch Russel Crowe.

Für den Fahrspass zählt das schwenkbare Vorderrad, das den Wagen agil macht. Da es sich feststellen lässt, kommt der Buggy auch auf Motocross-Strecken voran. Die Griffstangen sind so verstellbar, dass sowohl Shakira (150 cm) als auch Roger Federer mit dem Buggy glücklich werden können. Mein Kleiner schlief friedlich, als ich ihn im Park am Ende unserer Strasse in die Wildnis schob. Ich fuhr langsamer als sonst: Seit er hinter mir im Kindersitz ruht, bremsen ich früher und milder. Verdammt, wer hätte das gedacht. Ach, und für die Leser aus dem Wallis: Die Feststellbremse hält auch an steilen Hängen.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Mountain Buggy Urban

Preis: ca. 990 Franken



Genuss im Fauteuil

Das «Lampart's» in Hägendorf ist eine Mischung aus Schöner-Wohnen und hervorragendem Essen. *Von David Schnapp*

Wir betreten ein herrschaftliches Landhaus, über der Empfangstheke hängt ein Monitor, der Videobilder aus der Küche überträgt. Im Erdgeschoss findet man das Bistro, das Restaurant liegt oben, der Raum erinnert an einen gigantischen, ausgebauten Dachstock. Er ist eingerichtet wie aus einem Magazin für Inneneinrichtung. Man sitzt aber auf bequemen Fauteuils, auch wenn unser Tisch eher unangenehm am Küchenausgang steht, wo in den nächsten drei, vier Stunden pausenlos Personal ein und aus geht. Etwas irritierend ist auch, wenn schon ein Katalog bereitliegt, aus dem man vom Kugelschreiber bis zum aromatisierten Salz «Lampart's»-Artikel bestellen kann.

Wir aber sind weder gekommen, um einzukaufen, noch, um unsere Wohnung neu zu möblieren, wir wollen ja nur gut essen. Deshalb entscheiden wir uns für die «Sinfonie», sechs Gänge (Fr. 185.–) aus der ambitionierten Küche von Reto Lampart. Schon die zwei Amuse-Bouches sind aufwendig und gut und lassen erahnen, was einem in den kommenden Stun-

den geboten wird. Es folgt eine kontinuierliche Steigerung von einem Simmentaler Rindstatar mit Fischrogen und gebackenem Ei über eine Poularden-Velouté mit Polentakugel, Pak-Choi und geräucherter Entenbrust bis zum Hauptgang, der standesgemäss den geschmacklichen Höhepunkt gibt. Ein besseres Rehfilet hatten wir noch nie, und die Zugaben sind ebenso fein wie raffiniert: eine Kartoffel-Kräuter-Roulade, etwas Apfelchutney, ein Kürbiswürfel, mit Süsshholz aromatisiert, und Selleriepüree. Während hinter uns die Küchentüre geht und geht, erreichen wir schon langsam den Aggregatzustand der absoluten Zufriedenheit mit uns, der Welt und dem Essen.

Der Ausklang mit der süssen Hausspezialität «Schlorziflade» und Himbeerschaum-Gefrorenem verlängert die Zufriedenheit sogar über den Abend hinaus. Die «Lampart's»-Sinfonie war ihren Preis wert. Zur Einrichtung lässt sich sagen: wem's gefällt ...

Restaurant Lampart's. Oltnerstrasse 19, 4614 Hägendorf, Telefon 062 209 70 60, www.lamparts.ch. Sonntags und montags geschlossen.



Absolute Zufriedenheit: Reto und Anni Lampart in ihrem Restaurant.

Heisser Atem

Von Peter Rüedi



Viel Steine gab's und wenig Brot. Hundert Kilometer östlich von Alicante liegt die kleine Stadt Yecla. Sie ist das Zentrum eines DO-Gebiets, das als einziges in Spanien auf eine einzige Gemeinde beschränkt ist. Eine (relative) Hochebene zwischen 630 und 750 m ü. M. – südlich der Campo Abajo, nördlich der Campo Arriba. Hier, auf trockensten Kalkböden unter glühender Sonne, wächst die Monastrell. Wie andere Autochthone erlebt sie eine Renaissance. Was sie nicht umbringt, macht sie stark. Die aus ihr gemachten Weine haben eine so wilde Kraft, dass sie oft nur durch Verschnitt mit anderen (Syrah, Cabernet) zu zähmen sind. Pedro José Azorín Soriano geht mit seinem «Trapio» allerdings aufs Ganze. Der Name der Genossenschaft, deren Önologe er ist, ist sozusagen sein Motto: La Purísima (nach der gottesmütterlichen Schutzpatronin von Yecla). Cooperativa? Wer da den Mund verzieht, dem bleibt er, ich schwör's, offen stehen, wenn der letzte Nachhall dieses Weins in seinem Rachen ausgefaucht hat. Der «Trapio» ist Monastrell purst (so es denn eine Steigerung von «rein» gibt). Will sagen: Er stammt von Pied Franco, was nicht den einstigen Generalissimo meint, sondern sogenannte Direktträger. Reben also, die nicht auf eine reblausresistente Unterlage gepfropft sind. Die Monastrell überlebt(e) selbst die berüchtigte Phylloxera. La Purísima produziert auf über 100 (von insgesamt 3500) Hektaren Biowein. Der «Trapio» allerdings ist nicht als solcher zertifiziert (bei den verstreuten Lagen der Spezialität zu aufwendig: 10 Hektaren ergeben gerade mal zehn Hektoliter!). Er steht schwarzviolett im Glas, steigt mandelpflaumig in die Nase, beginnt im Mund als fruchtig süsse Verheissung, wird immer vielschichtiger und abgründiger (Lakritze, vorübergehend etwas krautig, animalisch auch: Der innere Schweinehund jault auf vor Vergnügen). Und endet, wie viele Monastrell, in einer aufregenden Schärfe, einem heissen Atem. Happige Tannine. Ein Riesenwein (zu einem mageren Preis).

La Purísima: Trapio Pied Franco 2005 (Yecla DO). 14%. Weinhandlung am Küferweg, Obfelden. Fr. 23.– (www.kueferweg.ch)

Belletristik

- 1(–) **Dan Brown:** Das verlorene Symbol (*Lübbe*)
- 2(1) **Frank Schätzing:** Limit
(*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3(2) **Paulo Coelho:** Der Sieger bleibt allein
(*Diogenes*)
- 4(3) **Cecelia Ahern:** Zeit deines Lebens (*Krüger*)
- 5(6) **Herta Müller:** Atemschaukel (*Hanser*)
- 6(4) **Dan Brown:** The Lost Symbol (*Bantam*)
- 7(5) **Hugo Loetscher:** War meine Zeit
meine Zeit (*Diogenes*)
- 8(7) **William P. Young:** Die Hütte (*Allegria*)
- 9(8) **Sophie Kinsella:** Charleston Girl
(*Manhattan*)
- 10(–) **Andrea Camilleri:** Die Flügel
der Sphinx (*Lübbe*)

Sachbücher

- 1(1) **Pascal Voggenhuber:** Entdecke deinen
Geistführer (*Giger*)
- 2(2) **Guinness-Buch der Rekorde 2010:**
(*F. A. Brockhaus*)
- 3(6) **Yangzom Brauen:** Eisenvogel (*Heyne*)
- 4(4) **Eckart von Hirschhausen:**
Glück kommt selten allein... (*Rowohlt*)
- 5(5) **Barbara Lukesch:** Klaus Heer,
was ist guter Sex? (*Wörterseh*)
- 6(3) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung
(*F. A. Brockhaus*)
- 7(7) **Jean Ziegler:** Der Hass auf den Westen
(*Bertelsmann*)
- 8(–) **Manfred Lütz:** Irrel! – Wir behandeln
die Falschen (*Gütersloher*)
- 9(–) **Jamie Oliver:** Jamies Amerika (*Dorling*)
- 10(–) **Carl G. Jung:** Das Rote Buch (*Patmos*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Media Control

Apropos: Langenscheidt

Irgendwann kam der Langenscheidt-Verlag auf die Idee, mehr sein zu wollen als ein verlässlicher Partner für ebenso verlässliche Wörterbücher. Es war der Comedian-Überflieger Mario Barth, der mit «Frau – Deutsch/Deutsch – Frau» das neue Genre ulkiger Verständigungshilfen bekannt und die Langenscheidt-Buchhalter glücklich machte. Nichts ist im Verlagsgeschäft erfolgreicher als das Kopieren von Bestsellern: Nach «Hund – Deutsch/Deutsch – Hund» und «Sex – Deutsch/Deutsch – Sex» liegt nun eine aktuelle Sammlung deutscher Jugendsprachausdrücke vor. Die Palette reicht von der amüsanten Wortschöpfung «Edelratte» (kleiner Hund weiblicher Prominenten) über den so gelungenen wie derben «Eierkocher» (Whirlpool) bis hin zur nur noch doofen «Mafiatorte» für Pizza. (*kep*)

Hä?? **Jugendsprache unplugged.** Langenscheidt.
168 Seiten. Fr. 5.60

Optimismus dank Zweitpass

Der israelische Ex-Politiker Avraham Burg will seinem Land helfen, das Holocaust-Trauma und den Streit mit den Palästinensern zu überwinden. Was taugen seine Vorschläge? Von Pierre Heumann

Der Holocaust ist in Israel Teil des nationalen Diskurses. Kaum ein Tag vergeht, ohne dass in den Medien der sechsmillionenfache Mord thematisiert wird. Schulklassen pilgern vor der Matura nach Auschwitz, offizielle Gäste müssen in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem einen Kranz niederlegen. Dass das Andenken politisch instrumentalisiert wird, wurde Israel mehrfach vorgehalten – zum Beispiel von Norman Finkelstein in seinem Bestseller «Die Holocaust-Industrie».

Gegen das Zelebrieren des Andenkens wehrt sich nun erstmals ein Mann, der aus dem innersten israelischen Establishment stammt. Die Holocaust-Durchdringung des Alltags habe verheerende Konsequenzen, mahnt Avraham Burg. Die Verewigung des Traumas belaste sowohl die Politik als auch die Kultur im modernen Israel. Die Erinnerung an den Holocaust sei ein Hindernis auf dem Weg zur Normalität und zum Frieden im Nahen Osten. Israel müsste sich deshalb von den Nazi-Fesseln befreien, um zu seinem eigentlichen Selbst zu finden. «Es war Hitler ein Leichtes, uns unser Leben zu nehmen, und es ist schwierig für uns, Hitler aus unserem Leben zu verbannen», schreibt Burg. Israel müsse Auschwitz verlassen, da es ein mentales Gefängnis sei.

Burg ist in der Schweiz kein Unbekannter. Er war an vorderster Front dabei, als amerikanisch-jüdische Organisationen in den neunziger Jahren für die Rückgabe der Gelder kämpften, die seit dem Zweiten Weltkrieg auf Schweizer Bankkonten lagerten. Um den Eigentümern nachrichtenloser Vermögen zu ihrem Recht zu verhelfen, rückte er den Holocaust wortgewaltig ins Zentrum seiner Argumentation.

Inzwischen hat Burg seine Meinung über den Stellenwert des Holocaust radikal geändert. Weil der Holocaust bis heute in den Köpfen präsent sei, habe Israel eine Mentalität von «Alle sind gegen uns» verinnerlicht. Jeder Kritiker gelte als Nazi oder als Israel-Hasser. Feinde Israels würden zu Supermächten hochstilisiert. Mit politischen Manipulationen würden die Araber als Hitlers Nachfolger verteufelt, mit der Konsequenz, dass Israel «alles erlaubt ist». Auch bei Juden in Nordamerika verzerre die Erinnerung an den Holocaust den Blick auf das Heute. In Israel und in den USA führe die Besessenheit mit der Schoah zu einer «überzogenen Sicherheitspolitik». Das damit verbundene Machtstreben gehe «oft in primitive Kriegslust» über. Wieso eigentlich?, wundert sich Burg. Juden werden

heute weder verfolgt noch unterdrückt. Israel verfüge über eine Armee in Nato-Stärke, die amerikanischen Juden hätten einen angesehenen und einflussreichen Platz in der Gesellschaft. Trotzdem liessen sie sich bei der Aussenpolitik von Angst leiten, hätten Existenzsorgen und würden ein anderes Volk unterdrücken. Auf entsprechende Kritik reagiere Israel stets wie ein kleiner, verwundbarer Staat. Die Möglichkeit, dass Israels Sicherheit tatsächlich verwundbar ist, zieht er nicht in Betracht. Weder die Radikal-Islamisten in Gaza noch die im Libanon sind für ihn ein Thema. Und zur atomaren Aufrüstung des Irans meint er beschwichtigend, dass «wir nicht die führende Rolle in der Auseinandersetzung mit dem Iran übernehmen sollten, sollen andere sich ebenfalls darum kümmern». Burg kritisiert die Panik, die sich in Israel angesichts der Nuklearpläne Teherans breit mache. Er, Burg, werde seinen Optimismus und seinen Glauben an die Weltgemeinschaft nicht aufgeben und nicht «durch die klassische jüdische Paranoia ersetzen». Fragt sich bloss, ob Burg selber an seinen Optimismus glaubt. Kaum, denn für den Fall der Fälle hat er, der von Paranoia angeblich nichts wissen will, sich einen zweiten Pass besorgt – und empfiehlt dasselbe allen israelischen Bürgern. Als eine Art Lebensversicherung.

Verräter oder Verrückter

Seine Forderung, sich vom Andenken an den Holocaust zu befreien, löste in Israel einen Skandal aus. Israelis brandmarkten ihn entweder als Verräter oder als Verrückten. Nie zuvor hatte sich ein Angehöriger der Crème de la Crème dermassen vernichtend über den Einfluss des Holocaust auf die israelische Kultur und Politik geäussert. In den neunziger Jahren war er einer der prominenten Vertreter der Arbeitspartei gewesen, Teil des politischen Establishments, eine führende Figur der zionistischen Elite. Er beriet Schimon Peres, wurde ins Parlament gewählt, und man vertraute ihm den einflussreichen und renommierten Posten des Parlamentspräsidenten an. Später war er Chef der Jewish Agency, die sich unter anderem um die Beziehungen zwischen Israel und der Diaspora kümmert. Dem ehrgeizigen Sohn eines langjährigen Ministers reichten diese Posten aber nicht. Er wollte Premierminister werden. Doch die Genossen zogen einen anderen Kandidaten vor, als sie einen Parteichef zu wählen hatten. Schmolldend zog sich Burg aus der Politik zurück.



Glauben an die Weltgemeinschaft statt «klassische jüdische Paranoia»: Autor Burg.

Statt den Abschied als Konsequenz seiner Wahlschlappe zu erklären, begründet er ihn vornehm mit einem staatsphilosophischen Exkurs. Er habe die politische Bühne wegen seines Gefühls verlassen, dass «Israel zu einem Reich ohne Prophezeiung geworden ist». Der Staat funktioniere zwar, aber niemand wisse, «in welche Richtung wir gehen». Viele würden ihm da durchaus recht geben. Aber wäre es nicht gerade deshalb seine Pflicht gewesen, für seine Ideale einzustehen und in der Politik für deren Umsetzung zu kämpfen? Oder verlässt er sich auf einen europäischen Zweitpass?

Doch wahrscheinlich ist es besser, dass Burg jetzt seinen privaten Geschäften nachgeht. Denn aus seinem Werk spricht ein messianisch durchsetzter Glaube, der in der Politik gefährlich wäre. Burg versteht sich als moderner Prophet, argumentiert mit der Bibel und versteigt sich zu fantastisch anmassenden Behauptungen wie: «Juden besitzen das Potenzial, die Welt zum Besseren zu verändern.» Dabei hat Israel schon reichlich Mühe, ein normales Land zu werden. Aber das wäre Burg offenbar zu banal. Wenn es nach ihm ginge, müsste Israel «ein Licht für die Völker sein, ein Licht der universellen Menschlichkeit». In Jerusalem möchte er zum Beispiel einen internationalen Gerichtshof für Verbrechen gegen die Mensch-

heit einrichten, dessen Richter aus allen Nationen kommen sollen. Dort solle ebenfalls der dritte Tempel entstehen, und zwar «als moralischer Tempel der ganzen Welt».

Erstaunliche Naivität

Immer wieder tun sich bei Burg Widersprüche auf. Der Mann, der die Last des Holocaust-Andenkens abwerfen möchte, fordert ein neues Ministerium für historische Angelegenheiten, das für Gedenken, Erinnerungen und den Kampf gegen Rassismus zuständig wäre. Burg erhofft sich davon eine Läuterung des israelischen Geschichtsverständnisses, weil das Land seine Holocaust-Besessenheit in einen größeren Zusammenhang stellen würde. Gleichzeitig, so Burg, sei es an der Zeit, dem «Trauma seinen angemessenen Platz im jüdischen und israelischen Kalender zu geben».

Wegen Israels Umgang mit dem Holocaust-Trauma lasse sich der Konflikt mit den Palästinensern nicht lösen, meint Burg warnend. Die Lösung des jüdischen Flüchtlingsproblems habe nach dem Zweiten Weltkrieg bei den Palästinensern direkt und indirekt die Tragödie verursacht, von der sie sich in den vergangenen sechs Jahrzehnten nicht erholt haben. Doch die führenden Politiker Israels hätten nie die Verantwortung des jüdischen Staates aner-

kannt. Deshalb sei es an der Zeit, dass sich Israel jetzt entschuldige. Der Ex-Politiker, der zu den Gründern der israelischen Friedensbewegung gehörte, legt eine erstaunliche Naivität an den Tag, wenn er sich dem Konflikt mit den Palästinensern zuwendet. Nach der Entschuldigung, schwärmt Burg, «werden wir [den Palästinensern] von unserem talmudischen Erbe erzählen, nach dem wir leben» und sagen: «Bitte verzeiht uns, gemeinsam werden wir der ungesunden Flüchtlingsmentalität ein Ende setzen, die uns alle quält.»

Der virtuelle Friedensprophet bietet seinen Nachbarn allerdings nichts Konkretes an: Eine Rückkehr der palästinensischen Flüchtlinge in die israelischen Städte schliesst er aus – da bleibt er dem Mainstream seines Landes verpflichtet. Deshalb ist sein «mea culpa» nicht nur weltfremd, sondern auch falsch kalkuliert. Denn jeder Palästinenser wird solches als arrogante Schmeicheleien abtun. Burg erwartet von den Palästinensern, ganz im Ernst, dass sie «Israel in die einzige Umklammerung nehmen, aus der es sich nicht befreien kann: die Umarmung des Friedens». Das hört sich wie ein Traumspiel an, in dem nur Gutmenschen eine Rolle spielen.

Avraham Burg: Hitler besiegen. Warum Israel sich endlich vom Holocaust lösen muss. Campus. Fr. 41.90

Die weiten Himmel des Südatlantiks

Von Peter Rüedi

Was gehört nicht alles zum «Weltkulturerbe». Seit die Unesco 2003 den Begriff auf immaterielle Güter ausgedehnt hat, sind dem Inventar keine Grenzen mehr gesetzt. Kommt demnächst das Wiener Schnitzel auf die Liste? Spass beiseite: Beim Tango leuchtet die kürzliche Beförderung in den Katalog des kulturellen Humanerbes ja ein. Obwohl: Schützen müsste man eigentlich, was bedroht ist. Das galt für den Tango allenfalls vor ein paar Jahrzehnten, als er in seinen Traditionen erstarrte und seine besten Orchester, wen wundert's, in Japan zu finden waren. Inzwischen hat die gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts (nicht unähnlich dem Jazz) entstandene Fusionsmusik eine veritable Auferstehung erlebt. Astor Piazzollas «Tango Nuevo» ist ja inzwischen auch schon Geschichte, Dino Saluzzi eine Art Weltkulturerbe in Person. Doch die Entwicklung geht weiter. Der in Buenos Aires geborene argentinisch-schweizerische Doppelbürger Michael Zisman (von dem die Tango-Legende Roberto Goyeneche schon als Elfjährigem schwärmte: «Dieser Junge ist Piazzolla, er ist Mozart») ist dafür ein gutes Beispiel. Keine dreissig, spielt er das Bandoneon mit der Sparsamkeit, der Delikatesse eines Altmeisters und mit dem Feuer eines Jünglings. Nun gehört er auch zu einem Quintett, das der Bassist Heiri Känzig, selbst Sohn einer gebürtigen Argentinierin, versammelt hat. Dessen erste CD ist auf eine stille Art hinreissend. Sie heisst «Buenos Aires», repetiert aber keinerlei Tango-Klischees, auch keine früheren Jazz-Tango-Fusionen (Gato Barbieri etc.). In den zwölf Titeln (fast alle von Känzig) weht ein neuer Geist. Känzig ist ein grosser Melodiker, der die lyrischen Bögen von Zismans Bandoneon, Matthieu Michels warmem Flügelhorn (Kenny Wheelers Seelenbruder!) und dem subtilen Piano von Urs Bollhalder über seinem singenden Bass sich organisch verflechten und lösen lässt. Da raubt keiner dem andern die Räume (bei der Kombination von Klavier und Bandoneon keine Selbstverständlichkeit). Ein sehr poetischer Südatlantik-Flug ohne jegliche «weltmusikalische» Plattitüden.



Heiri Känzig Quintet
feat. Matthieu Michel
und Michael Zisman:
Buenos Aires.
Neuklang NCD 4039

Mutter Courage im Doppelpack

«Frozen River» ist die Abenteuerstory zweier rabiater Mütter und macht aus Sozialelend einen handfesten Thriller. Von Wolfram Knorr



Menschenschmuggel: Melissa Leo (links) als Ray.

Er hat sich vom Acker gemacht, das Ersparnte mitgenommen und den «Rest», Frau und Kinder, sitzenlassen. Jetzt droht den Gelackmeierten noch, das Heim im Trailerpark aufgeben zu müssen. Es fehlt das Geld. Ray (Melissa Leo) ist mit ihren zwei Kindern nicht nur bankrott, sondern auch emotional vertrocknet. Dass ihr Mann sie ruiniert hat, kann sie nicht einmal mehr in Wut versetzen. Aber aufgeben will sie auch nicht, schon ihrer Kinder wegen. Für einen miesen Lohn rackert sie sich in einem Laden ab und gerät mit der Mohawk-Indianerin Lila (Misty Upham) aneinander, die mit dem Wagen von Rays Mann herumfährt. Lila, der man ihr Kind genommen hat, ist genauso am Boden wie Ray. Ihr kümmerliches Dasein macht sie Schritt für Schritt zu Partnern, die sich buchstäblich aufs Glatteis begeben: Lila ist im Menschenschmuggel-Geschäft, und Ray, in ihrer Panik, das Haus zu verlieren, treibt Lila bald des Geldes wegen an, immer mehr Illegale über die kanadisch-amerikanische Grenze zu schleusen.

«Frozen River» spielt am Sankt-Lorenz-Strom, der Grenze zwischen den USA und Kanada. Der Fluss teilt auch das Indianerreservat, in dem Lila zu Hause ist. Im Winter, wenn der Flussabschnitt gefroren ist, existiert für die Indianer keine rechtsgültige Grenze mehr. Damit rechtfertigen sie ihren Menschenschmuggel von Kanada in die USA. Die

bleierne Trostlosigkeit der Landschaft entspricht dem Elend der Frauen. Grau und ungesund und schimmelig ist das Ambiente, als wären alle Bewohner des Landstrichs aus einem steifgefrorenen Altkleidercontainer gezogen worden.

Klingt wie eine von diesen schmallippigen Miserengeschichten. Ist natürlich Quatsch. Regisseurin und Autorin Courtney Hunt kommt in ihrem Spielfilm-Erstling ohne Seelenklempterei und ohne feministische Heroik aus. «Frozen River» ist eine glasklare, von Sentimentalität und Mitleidgedusel entschlackte Story über zwei Frauen, die sich nicht unterkriegen lassen und in ihrem illegalen Treiben den Gemeinsinn entdecken. Mutter Courage, ideologisch entrümpelt. Diese nüchterne Erzählweise gibt «Frozen River», am Sundance Film Festival mit dem Grossen Jurypreis ausgezeichnet, enorme Suggestivkraft.

Dass Hunts Erstling auch noch ein handfester Thriller ist, hat einen simplen Grund: Sie ärgerte sich über das Vorurteil, «Frauenfilme» könnten niespannende Abenteuer sein. Mit ihrem Debüt beweist sie das Gegenteil. Ihr gelang das Kunststück, mit emotionaler Suspense Sozialelend nicht im Spülbecken-Voyeurismus verkommen zu lassen.

Frozen River.
Regie: Courtney Hunt. USA, 2008

Herz auf der scharfen Zunge

«Kassensturz»-Moderator Ueli Schmezer veröffentlicht sein erstes Pop-Rock-Album mit berndeutschen Texten. *Von Pascal Münger*

Die triste Trennung von Politik, Wirtschaft und Kunst war gestern. Mike Huckabee, 2008 republikanischer Anwärter auf die Präsidentschaftskandidatur, musiziert unter dem Pseudonym Boogiewoogers, Frank-Walter Steinmeier nimmt ein Duett für Deutschland auf, und Indonesiens Präsident Susilo Bambang Yudhoyono besingt die Liebe. Sie tun es nicht für Freunde, sondern öffentlich und publikumswirksam. Mike Huckabee hat auf Fox News seine eigene Sendung, bei der er gerne auch Gäste wie Lynyrd Skynyrd am Bass begleitet. Frank-Walter Steinmeier nahm mit seinem ehemaligen französischen Kollegen Bernard Kouchner das R'n'B-Stück «Deutschland» auf, und Susilo Bambang Yudhoyono veröffentlichte kürzlich unter dem Titel «Meine Sehnsucht nach dir» ein Album mit Liebesliedern.

Und in der Schweiz? Noch gibt es keine Politiker, deren musikalische Werke käuflich sind, aber immerhin einen prominenten Fernsehmann, der – wer würde anderes erwarten? – aus Bern kommt. Ueli Schmezer, Moderator und Aushängeschild beim «Kassensturz», ist seit Jahren leidenschaftlicher Musiker. Bisher veröffentlichte er zwei Alben mit Kinder- und Elternliedern und interpretierte mit der Gruppe Mani Matter Live die Klassiker des Troubadours Mani Matter neu. Mit dem Programm tingelte die Gruppe auch durch die Schweiz und hatte beachtlichen Erfolg.

Nun sei die Zeit reif für den nächsten Schritt, meint der sichtlich kribblige Moderator beim Gespräch. Mani Matter zu singen, sei gut und recht, er wolle aber auch Eigenes bieten und habe deswegen in den letzten Jahren eine ganze Reihe Mundartsongs geschrieben.

Vorbild Kuno Lauener

«Himustärnehimu» heisst das Album, das seit wenigen Tagen im Handel ist. Das Album entstand in Zusammenarbeit mit dem Produzenten Roman Camenzind. Camenzind sei von den Songs sofort begeistert gewesen. «Obwohl ich die Stücke über ein kleines Mischpult bei mir zu Hause aufgenommen hatte, erkannte er das Potenzial und wollte das Album produzieren», sagt Schmezer. «Dass ein Produzent wie er voll und ganz hinter meinen Songs stehen kann, hat mir enormes Selbstvertrauen gegeben.»

Ihm selber liegt vor allem am Inhalt seiner Lieder. Wenn ich heute Musik höre, dann habe ich ab und zu das Gefühl, ein Künstler hätte mehr aus seinen Texten herausholen können, wenn er dafür genauso viel Zeit investiert hätte wie für die Melodien. Meine Songtexte sollen nicht poetisch sein, sie müssen aber eine Botschaft vermitteln.» In einem Ueli-Schmezer-Stück solle es immer die eine oder andere Zeile geben, die die Leute zum Nachdenken bringt.

Dabei, sagt er, sei ihm der bodenständige Texter Kuno Lauener ein Vorbild gewesen. «Wie mit meiner Arbeit beim «Kassensturz» bin ich mit meiner Musik nah bei den Leuten und spreche Probleme an.» Bei Schmezer hört sich das dann so an: «U wenn är dänkt, de dänkt är a d Boni, vo de Callgirl verlangt er's ohni, I säge, Gäld isch nüt, Gäld zellt nid. Wüll jede, wo chly bschiisst, het gly mal e riisige Huffe Gäld.»

Die Melodien sind eingängig, die Aussichten auf Erfolg beim Publikum durchaus realistisch. Nicht weil man Ueli Schmezer aus dem Fernsehen kennt, sondern weil der Berner interessante Pop-Rock-Titel schreibt, die das Herz auf der Zunge tragen und einem im Kopf bleiben.

Klartext, das ist die Stärke des Journalisten. Legendär ist der Ausraster von Chris von Rohr, als ihn Schmezer 1990 als Moderator bei DRS 3 ins Studio einlud, um über seine Biografie «Hunde, wollt ihr ewig rocken» zu debattieren. Schmezer wollte es genau wissen und zerpfückte das Buch. Resultat: Rocker von Rohr schmiss ihm einen Stapel Papiere an den Kopf und verliess fluchend die Sendung. Sieben Jahre zuvor hatte Schmezer bereits einmal fürs Fernsehen gearbeitet. Damals moderierte er die Musiksendung «Hear We Go». Sein Auftritt 1983 als «erster Rapper im Schweizer Fernsehen» im Rahmen der Sendung ist heute ein gern gesehenes Filmchen auf Youtube.

Ohne Zickzackkurs ans Open Air

Bedenken, dass ein möglicher Erfolg des Liedermachers Schmezer seine Glaubwürdigkeit als scharfzüngiger Moderator des «Kassensturzes» gefährden könnte, hat er keine. «Darüber habe ich mir ehrlich gesagt keine Gedanken gemacht», sagt er. «Vielleicht wäre das ein Thema, wenn meine Musik grottenschlecht wäre oder einfach nur billig. Ich kann aber hundert Prozent hinter dieser CD stehen.» Die Ehrlichkeit seiner Texte hält er für eine logische Konsequenz seiner Fernseharbeit: «Wenn man ein Format wie den «Kassensturz» mitgestaltet, fährt man auch bei der Musik keinen Zickzackkurs.»

Was, wenn die Geradlinigkeit des Texters und Sängers Ueli Schmezer nicht so viel Anklang findet wie die des «Kassensturz»-Moderators? «Ein zweites Pop-Rock-Album werde ich vom Erfolg dieser CD abhängig machen», sagt Schmezer. «Die Produktion eines Albums kostet viel Geld. Wenn meine Songs nicht beim Publikum ankommen, überlege ich mir sehr genau, ob ich es ein zweites Mal versuche.» Und wenn sie ankommen? «Dann hoffe ich, ich kann im nächsten Sommer an ein paar Open Airs spielen.»



Altes Gesicht, neue Töne: «Kassensturz»-Moderator und Liedermacher Schmezer.

Ueli Schmezer: Himustärnehimu. Phonag

Vernissage

Seit Eidenbenz' Frau aus der Entziehungsklinik zurück ist, hat sie ein neues Hobby. Bis sich dann herausstellt, dass es mehr ist als nur ein Steckenpferd. «Doppelpass», Folge 48.
 Von Charles Lewinsky

Alle waren sie gekommen, auch diejenigen, die sich noch nie in ihrem Leben für Kunst interessiert hatten. Nicht nur die Cervelat-Prominenz von der B-Liste war da, sondern auch die A- und die C-Leute, also gewissermassen die ganze Wurstpalette von den grössten Salami bis zu den ganz kleinen Würstchen. Es war ja auch vielmehr ein gesellschaftlicher und nicht nur ein kultureller Anlass. Die Gattin eines prominenten Politikers und Vereinspräsidenten hatte zur Vernissage ihrer ersten Fotoausstellung geladen, und die *SI* hatte das Patronat übernommen. Da musste man ganz einfach dabei sein, wenn man nicht hoffnungslos out sein wollte. Und dann hörte sich ja auch der Titel der Ausstellung richtig vielversprechend an: «Heuchler – Sonja Eidenbenz präsentiert ehrliche Fotos».

Man erscheint bei solchen Anlässen prinzipiell nicht pünktlich, weil das so aussehen könnte, als wäre der eigene Terminkalender nicht übervoll. Aber heute kamen auch die noch so stilvoll Verspäteten zu früh, denn auch jetzt, schon bald eine Stunde über die angekündigte Eröffnungszeit hinaus, war die Tür der Altstadtgalerie immer noch verschlossen. Erst um neun sollte man eingelassen werden, verkündete ein Zettel am Eingang.

Man stand also auf der Gasse herum und machte Konversation. Die Damen küssten mit spitzen Lippen neben den Wangen der anderen ins Leere, die Herren, die sich doch gerade erst beim Mittagessen der Rotarier getroffen hatten, schüttelten sich die Hände wie lang vermisste Freunde, und die Schönheitschirurgen sahen sich diskret nach neuen Kundinnen um. Und immer wieder, vor allem, wenn gerade eine Fernsehkamera in der Nähe war, versicherte man sich gegenseitig, dass einem die Verzögerung überhaupt nichts ausmache, das sei ja heutzutage in der Kunstszene geradezu üblich, und wahrscheinlich erwarte einen dafür eine ganz besondere Überraschung.

Eidenbenz, um den die Vernissagebesucher herumwuselten wie die Honigbienen um ihre Königin, versicherte schon zum zwanzigsten Mal, auch er habe keine Ahnung, was für Bilder seine Frau heute Abend präsentieren wolle, er sei genauso gespannt wie alle andern, aber er finde es wunderbar, einfach wunder-



bar, dass seine Sonja nach einer schwierigen Zeit der gesundheitlichen Beschwerden nun ein Hobby gefunden habe, das sie derart begeistere. Und, nein, an der Meldung heute im Blog von dieser Cassandra sei kein wahres Wort. Tom Keita, der Leistungsträger seiner Mannschaft, denke gar nicht daran, sich einen neuen Verein zu suchen, warum sollte er auch? Wegen politischer Meinungsverschiedenheiten mit ihm, Eidenbenz? Da könne er doch, ha, ha, ha, nur lachen. Wenn es um Fussball gehe, dann sei für ihn zwischen links und rechts der einzige Unterschied, mit welchem Fuss einer mehr Tore schieesse. Aber wissen würde er schon gern, fügte er mit seiner durchdringenden Ansprachenstimme hinzu, wer sich hinter dem Pseudonym Cassandra verstecke; mit diesem feigen *Kerli* hätte er das eine oder andere Hühnchen zu rupfen, ganz egal, ob es dann letzten Endes ein Mann sei oder eine Frau.

Bei diesen Worten schaute er wie zufällig auf Klara Holzer, und weil alle anderen seinem Blick folgten, war die Klatschreporterin plötzlich furchtbar verlegen. Sie war tatsächlich die Einzige, die noch nie etwas von dem Gerücht gehört hatte, sie selber sei die gefürchtete Cassandra.

Dann war es endlich so weit. Die Tür der Galerie wurde geöffnet. Die Menge bewegte sich im Prominenten-Trippelschritt in Richtung Eingang: Einerseits galt jede Eile in diesen Kreisen als unfein, andererseits wollte man doch gern bei den Vordersten sein. Die Lachs- und die Shrimps-Canapés waren nämlich immer als Erste weg, und wenn man sich zu lange abdrängen liess, musste man am Ende mit den ungeliebten Salamibrötchen vorliebnehmen.

Wie meistens bei Vernissagen drängelten sich so viele Leute in der Galerie, dass man gar nicht richtig dazu kam, die Bilder zu betrachten. Was in diesem Fall schade war, denn die Gesichter auf den grossformatigen Schwarzweissporträts kannte man doch. Die kannte man sogar sehr gut.

Da war zum Beispiel Eidenbenz zu sehen, so wie man ihn schon oft gesehen hatte und doch völlig anders. Sein Lachen, das schon von so vielen Wahlplakaten gestrahlt hatte, hatte auf dem Bild etwas Öliges, ein Autoverkäufer, der versucht, die Rostlöcher unter dem dünnen Lack und den zurückgedrehten Kilometerstand mit gebleckten Zähnen wegzulächeln. Das Bild war von den Porträts zweier Parteikollegen aus dem Kantonalvorstand flankiert; ihre Eidenbenz zugewandten Blicke wirkten kritiklos anbetend, als ob er die neuste Gesangssensation aus «Music Star» wäre und sie wild entschlossen, mindestens hundert Mal beim Sender für ihn anzurufen.

Überhaupt hingen nur Prominente an den Wänden, Gesichter, die man aus der «Arena» kannte, aus dem «Zischtigsclub» oder doch zumindest aus «Glanz & Gloria». Sie waren alle nicht wirklich unvoreteilhaft aufgenommen, das konnte man nicht sagen, nur so, dass sie sich selber ähnlicher waren, als es ihnen lieb sein konnte. «Zur Kenntlichkeit entstellt», sagte ein prominenter Kunstkritiker schon zum dritten Mal, und das Bonmot wäre noch brillanter gewesen, wenn er es nicht seit Jahren in jeder zweiten Ausstellungsbesprechung verwendet hätte.

Claudia, Tom Keitas Verlobte, stand vor ihrem eigenen Bild und versuchte, ein Gesicht



zu machen, als ob sie daran überhaupt nichts auszusetzen hätte. Womit sie, ohne es zu merken, ihrem Porträt noch sehr viel mehr entsprach, einer Fotografie, auf der ihr Lächeln so verrutscht war wie ein schief aufgetragener Lippenstift. Sie konnte sich noch gut erinnern, wann diese Aufnahme entstanden war. Sie hatte damals Sonja Eidenbenz besucht, spontan, wie sie es sich vorgenommen hatte, und sie hatte – aus reiner Rücksichtnahme, um Sonja nicht allzu sehr in den Schatten zu stellen – an jenem Tag praktisch überhaupt fast gar kein Make-up aufgelegt. Es war ausgesprochen unfair, einen so zu fotografieren. Wie ein Überfall aus dem Hinterhalt. Aber andererseits ... Was da in dieser Galerie an den Wänden hing, das war alles Prominenz, und ihr Bild, mochte es noch so wenig schmeichelhaft sein, war folglich auch ein Beweis dafür, dass sie dazugehörte. Und das tat sie ja auch, jetzt, wo sie eine eigene Fernsehendung bekam. Am Ende dieses Gedankengangs angekommen, musste sich Claudia überhaupt nicht mehr anstrengen, um ganz natürlich zu lächeln.

Sonja Eidenbenz hatte sich auch selber porträtiert, ganz rücksichtslos mit Tränensäcken und Krähenfüssen und allem, und jetzt stand sie vor ihrem eigenen Porträt und klopfte mit einem Löffel an ein Glas. «Mit so einem Kleid», dachte Claudia noch in die sich ausbreitende Stille hinein, «geht man doch nicht an eine Vernissage.»

«Ich freue mich», sagte Sonja Eidenbenz, «dass Sie heute Abend alle gekommen sind. Nicht unbedingt, weil ich mich freue, Sie zu

sehen ...» – ein leises Murmeln ging durch den Raum – «... sondern weil ich mich freue, Ihnen etwas zu zeigen. Diejenigen, die mich kennen, wissen, dass ich nicht gerne Ansprachen halte. Das besorgt in unserer Familie mein Mann, und glauben Sie mir: Er tut das auch, wenn kein Mikrofon da ist.»

Sie machte eine Pause, die seltsam lang anzuhalten schien, bis dann Eidenbenz selber das betretene Schweigen zulachte. «Ha, ha, ha», machte er, jede Silbe wie ein eigenes Wort, und dann trauten sich auch die andern einzustimmen.

«Um mir das Reden zu ersparen», fuhr Sonja Eidenbenz fort, «habe ich einen Kollegen, der unterdessen ein Freund geworden ist, gebeten, ein paar Worte zu diesen Bildern zu sagen. Ich glaube, Sie kennen ihn alle.»

Die Leute sahen sich um. Welchen prominenten Fotografen hatten sie bisher übersehen? Michel Comte? Oder gar Oliviero Toscani? Nein, der konnte ja wohl gar kein Deutsch. Einer aus Amerika?

Den Mann, der da neben Sonja Eidenbenz trat, kannten sie tatsächlich. Aber das war doch kein Star. Das war doch nur dieser Typ von der SI. Der immer hinter Klara Holzer herdackelte. Wie hiess er schon wieder?

«Wissen Sie, was mir an Sonjas Fotos so gefällt?», fragte Kurt Schädler. «Dass sie so etwas völlig anderes macht, als ich es jeden Tag treibe. Ich lüge mit meiner Kamera und mit meinem Computer erst recht. Mit allen möglichen Hilfsprogrammen bearbeite ich die Fotos der Schönen und Sympathischen so lange, bis sie tatsächlich schön und sympathisch aus-

sehen. Ich müsste schon lang nicht mehr arbeiten, wenn ich für jeden Quadratcentimeter Orangenhaut, den ich Ihnen allen im Laufe der Jahre weggemogelt habe, auch nur einen Franken bekommen hätte.»

Das war natürlich eine Provokation, und weil nur ein Teil der Anwesenden regelmässig kulturelle Veranstaltungen besuchte, konnte man daraufhin eine doppelte Reaktion beobachten: Die Kulturlaien empörten sich, während die Profis sich wissend zunickten, aus langer Erfahrung davon überzeugt, dass Provokation immer auch künstlerischen Anspruch bedeute.

«Sonja Eidenbenz macht etwas anderes», fuhr Schädler fort. «Sie bildet die Menschen nicht verlogen ehrlich ab, sondern ehrlich verlogen. So verlogen, wie man in diesen Kreisen nun mal ist. Darum hat sie die Sammlung dieser charakterlosen Charakterköpfe auch Heuchler genannt. Mir scheint das eine sehr sachliche Bezeichnung zu sein.»

Nun waren auch die provokationsgewohnten Kulturprofis beleidigt. Klara Holzer, das Groupie aller Groupies, wollte ihren Fotografen zur Seite ziehen und ihm etwas Empörtes ins Ohr flüstern. Aber er lächelte sie nur an und sprach weiter. «Am meisten bin ich Sonja dafür dankbar», fuhr Kurt Schädler fort, «dass sie mir mit ihren Arbeiten endlich den Mut gegeben hat, meinen Job zu kündigen und in Zukunft nur noch Dinge zu fotografieren, die mir gefallen. Und zu diesen Dingen, meine Damen und Herren, gehören Sie alle definitiv nicht. Ach ja, und noch etwas: Cassandra – das bin natürlich ich.»

Worauf ihn Sonja Eidenbenz umarmte, was ganz ohne Zweifel ein Skandal war.

Aber noch nicht der letzte Skandal an diesem Abend. Für den sorgte ein anderes Mitglied der Familie Eidenbenz.

Man war noch gar nicht dazu gekommen, die neusten Neuigkeiten miteinander zu besprechen und sich gegenseitig zu versichern, dass man diesen Fotografen schon immer im Verdacht gehabt habe, schliesslich sei er im Schlepptau Klara Holzers ja immer und überall dabei gewesen, man hatte noch nicht einmal Zeit gehabt, diskret zu beobachten, ob sich Eidenbenz über das Geschehene auch wirklich so ärgerte, wie man es erwarten durfte, als sich sein Sohn Philipp mit einem Stapel Unterschriftenbögen durch die Menge drängte.

Unterschriftenbögen, auf denen Bleiberecht für Sans-Papiers gefordert wurde. «Das willst du doch sicher auch unterschreiben», sagte er zu seinem Vater.

Frei wie Tiger

Die Managerin Conny Schock, 31, und der Marketingfachmann Daniel Schärer, 37, heirateten im Dezember. Sie tätscheln sich gegenseitig die Flanken.

Conny: Als ich meinen Eltern sagte, ich werde heiraten, fragten sie: «Wirklich?» Dann hängten sie das Telefon auf. Meine Freundinnen in Deutschland waren auch erstaunt: Sie fragten allen Ernstes: «Bist du in einer Sekte? Haben sie dich einer Gehirnwäsche unterzogen?» Ich antwortete: «Ich habe den richtigen Mann kennengelernt.» Bisher war ich Heiratsgegnerin. Ich bin gut ausgebildet, arbeite in einer Kaderposition und verdiene gut. Ähnlich erfolgreiche Männer hatten die Tendenz, mich zu belächeln oder als herziges Meitli zu behandeln, damit sie neben mir bestehen konnten. Das ist die Kehrseite der Medaille, wenn man als Frau Karriere macht. Aber plötzlich ging alles schnell. Aus einer Stammtischidee heraus organisierte Dani ein Oktoberfest in Zug. Es kamen tausend Leute, und alle wollten Bier trinken. Er trug Krachlederne und ein weisses Hemd. Zuerst hielt ich ihn für die Bedienung. Ich hätte ihn auch gewollt, wenn er Kellner gewesen wäre. Obwohl er vordergründig ein Bilderbuchmann ist, ehrgeizig und dominant, besitzt er die Selbstsicherheit, eine starke Frau neben sich gelten zu lassen.

Daniel: Die Konkurrenz war riesig bei Conny. Alle schwänzten um sie herum. Ich hatte keine Lust, wie auf der Post ein *Nümmerli* zu ziehen und hinten anzustehen, also sagte ich: «Ich würde dich gerne kennenlernen. Wenn du Interesse hast, musst du mir aber ein Zeichen geben.» Seit ich vor einigen Jahren einen schweren Unfall hatte, bei dem ich beinahe einen Unterschenkel verlor, versuche ich das Leben aktiv anzugehen, anstatt es vorbeiziehen zu lassen. Mein spätes Studium, der Aufbau einer erfolgreichen Marketingagentur: All das basiert auf dieser Einstellung. Was die Frauen anbelangt, konnte ich mich lange Zeit nicht festlegen. Ein Freund sagte einmal: Du findest verschiedene Frauentypen, du musst dich einfach entscheiden, welchen du willst: Mit der einen kannst du Party machen bis zum Abwinken, mit einer anderen Sex haben, dass die Wände wackeln, mit der Dritten kannst du snowboarden, surfen, skaten, und mit der Vierten Kinder zeugen und gut reden. Nur eines hat mir nie gereicht. Umso glücklicher bin ich heute: Conny deckt alle Bereiche ab,



«Meine Frau ist auch meine Geliebte»: Brautleute Schärer-Schock.

und am Abend mache ich das Gefrierfach auf, und sie hat mein Lieblingseis eingekauft.

Conny: Ich bin keine begnadete Hausfrau oder Köchin. Aber Dani zeigt Freude, wenn ich ihm ein Sandwich mache oder Pasta mit Tomatensauce und Pouletstreifen. Das finde ich motivierend.

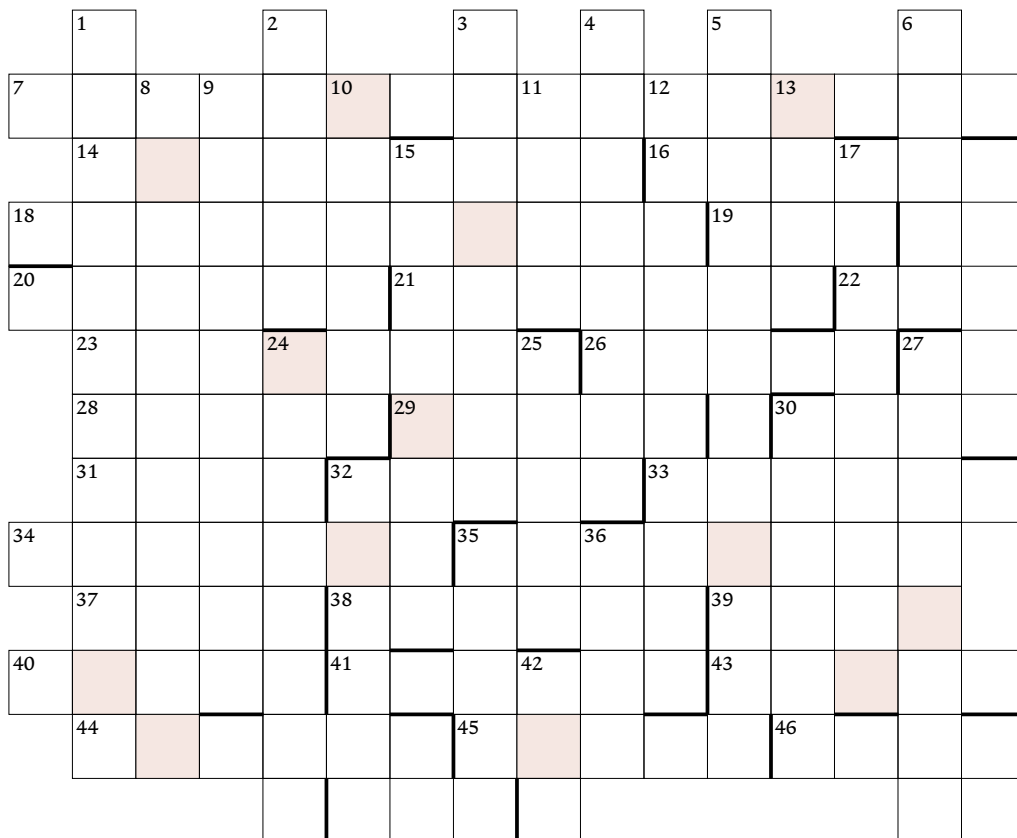
Daniel: Wie heisst es so schön? Bevor man ein Pferd reiten kann, muss man ihm die Flanke tätscheln. Einfach aufsteigen geht nicht.

Conny: Ich bin selbst eine ausgezeichnete Reiterin: Mal sehen, wer hier wem und vor allem was genau tätschelt. Der Umstand, dass mein Mann geschäftlich erfolgreich ist, gefällt mir insofern, als ich Geld nicht als Mittel sehe, um Statussymbole anzuhäufen, sondern um ein interessantes Leben führen zu können. Dabei legen wir uns nicht fest: Mal sind wir mit BMW und Boot unterwegs und lassen es uns auf hohem Niveau gutgehen, das nächste Mal über-

nachten wir in einer mongolischen Jurte und besuchen in den Bergen Murmeltiere.

Daniel: Eine schöne Trophäenfrau, die sich einen reichen Anzugträger angelt, zu Hause rumsitzt oder das Geld zum Fenster hinauswirft, wäre nichts für mich gewesen. Ich brauche den *challenge* mit einer Frau, ansonsten geht auch der Sex-Appeal in einer Beziehung verloren. Dort finde ich schon: Meine Frau ist auch meine Geliebte. Diese Einstellung hat nichts mit einer ausschliesslichen Erwartungshaltung zu tun. Vielmehr sage ich: Lass uns eine Zone schaffen, wo der Alltag keinen Einfluss hat und wir uns gegenseitig verführen wollen. Auch die Evolution konnte nichts daran ändern, dass der Mann ein Jäger ist und erobern will. Da müssen auch die Ehefrauen ein wenig mitspielen. Ist der Mann in dieser Beziehung happy, ist er noch immer ein Tiger: Aber man kann ihn ohne Leine laufen lassen.

Die Fragen stellte Franziska K. Müller.



--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Frühe Fallbeispielsammlung für ADHS

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 7 Amtlicher Besuch mit Körperkontakt. 14 Zum Entwurf erweiterte Brühe. 16 Die Dame fand sich früher in Ebners Luftwegen. 18 Bietet sich an für professorale Asche. 19 Die Hohe Schule ist Beethovens Insider. 20 Ist Uli was Matti. 21 Vergessenwoller im kleinprinzlichen Original. 22 Sie eröffnete die menschliche Doppel-X-Akte. 23 Bewohnerin der Türk'ischen Republik. 26 Mündlicher Austausch auf der Península. 28 Aufgrund von Dativstrassen. 29 Durch diese Löcher kriegt man die Kuh nicht vom Eis. 30 Es war einmal eine grosse Geschichte. 31 Pater matris. 32 Französische Version von Namen. 33 Erlebte vor 25 Jahren sein Seveso im Quadrat. 34 Lästige Nichtweisen. 35 Muss man den Luder schweizaktuell nicht mehr. 37 Der schöne Geist des Gladiators (v. h.). 38 Michaels übersetzter Song glaubt an den Storch. 39 Schauplatz von kurilem Insel-Pingpong. 40 Wenn er wenigstens nur piffe auf Sizilianer. 41 3,1415 stimmte als Banane ein Lied an. 43 Harrisons indische Saite. 44 Pädagogisch- oder Inhaltsloser? 45 Lassen sich durch 3 teilen. 46 Ungeeignetes Geschenk für Zahnärzte.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) 1 Wechselhaftes Sein des Seins. 2 Erst mit Myrtengewächs wird die Rodung zum Festspiel. 3 Nicht nach uns, sondern bis vor ca. 11700 Jahren. 4 Der rote Heavy-Metal-Kellner. 5 Ist Ende mit Geschäften um halb sieben? 6 Da fehlen bloss noch Mittel und Gelegenheit zum Tatverdacht. 8 Unbedeutende sind verrückte Länder des östlichen Mittelmeers. 9 Wo Weltu Ggurijantitsch spricht. 10 Diese Schotten sind weder junge Heringe noch Geizkragen. 11 Margaritas Geschmacksnote im Seitenwagen. 12 Die Heimat bekannter Ulrichen liegt nicht im Goms. 13 Eine Haupt-Sache beim Rendezvous. 15 Eng verkreuzte Projektionsfläche. 17 Das alte Santorin kann französisch heilsam sein. 24 Der Nazireichsgau diente später zur Bezahlung. 25 Kalt liegt die poetische Quelle im See-Gaster (v. h.). 27 Siebenkäs und Fixlein sind nicht von Sartre. 30 Etwas ist faul, nicht nur im Staate Dänemark. 32 Vom Sehen stirbt dort keiner mehr. 35 Hadassas estnischer Rufname. 36 Einer wie die kurze Dosisanpassung bei Niereninsuffizienz. 42 Was Jeanne überspannt hatte.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 139

H	A	U	M	D				T												
O	H	R	E	N	S	A	U	S	E	N	R	I	E	U						
C	A	M	P	A	R	I	E	I	W	E	I	S	S							
H	C	E	R	N	A	G	R	E	E	M	E	N	T							
S	K	E	E	T	E	L	E	G	I	E	B	A	E	R						
T	B	R	I	A	T	O	R	E	C	A	H	I	E	R						
K	A	R	O	S	S	E	E	W	R	H	I	E	L	O						
P	E	T	I	T	E	C	E	I	T	E	R	N	A							
E	T	H	A	B	I	K	I	N	I	A	T	O	L	L						
A	L	T	O	N	A	S	C	H	N	E	T	Z	E	L	N					
E	E	R	D	R	E	H	E	E	R	S	E	T	A							
F	I	R	N	L	I	N	E	R	N	E	U	L	I	C	H					
									N										F	G

Waagrecht — 7 OHRENSAUSEN 11 RIEU (André, niederl. Geiger) 13 CAMPARI (Lied «...Soda» v. «Taxi») 16 EIWEISS (ei = Diphthong) 19 CERN (Teilchenbeschleuniger) 20 AGREEMENT («Gentlemen's ...») 21 SKEET (Tontaubenschiessen) 22 ELEGIE (in «Seele giesst») 23 BAER («grosser ...») 24 BRIATORE (Flavio, Ex-Geliebter v. Klum & Campbell) 26 CAHIER (= frz. Heft) 28 KAROSSE (ka-Rosse) 29 EWR (Schweiz nicht dabei) 31 HIELO (= span. Eis; hiero = span. Eisen) 34 PETITE («... Camargue», Gegend im Elsass) 37 EITERN 39 ETH (äthiop. Ländercode) 40 BIKINIATOLL (US-Atombombentestgelände) 41 ALTONA (Teil v. Hamburg) 42 SCHNETZELN (Züri-Gschnätzlets) 43 ERDRE (frz. Fluss in «perdre» = frz. verlieren) 44 HEER (Hauptquartier an d. Papiermühlestr.) 45 SETA (Stiel v. Sporenkapseln) 47 FIRN («Wenn der Alpenfirn sich rötet») 48 LINER (Appenzeller Maler, Vater und Sohn; = engl. Passagierdampfer) 49 NEULICH

Senkrecht — 1 HOCHSTAPELEI 2 ARMEE (Streitkräfte) 3 UNANTASTBAR 4 MAIGLOECKCHEN (Mäusedorngewächs) 5 DUERER (Albrecht, dt. Maler † 1528; A. D. = ausser Dienst) 6 TRIEB (Alpab...) 8 HACKBRETTER («Spaltplanken») 9 SIEGERINNEN (N. Sieger «Nadeschkin»; U. Wehrli «Ursus») 10 NEMEA (Ort v. Zeusspielen; griech. Weinsorte) 12 ESTEE (... Lauder, US-Unternehmerin † 2004) 14 PREIS (.../ Leistung) 15 RAETE (Vor...) 17 WEICHTIERE (weichen) 18 SNAIL (= engl. Schnecke) 25 ROTHORN (Diemtigtaler/Sigriswiler ...) 27 HERTZ 30 WEIHER (weißen) 32 IEATS (Jack und William Butler Yeats) 33 OALLAC (Callao, peruan. Hafen; gegr. v. Pizarro) 35 IANDL (Ernst, österr. Dichter † 2000) 36 EISEN («Marmor, Stein und ... bricht») 38 NOETIG (bitter ...) 46 ELF (Roman «... Minuten»)


Lösungswort — **SENSIBILITAET**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering



Breguet
Depuis 1775



**“Ein Dandy spaziert auf den
Boulevards (...), so lange er will,
bis ihm seine wachsame Breguet
die Mittagszeit zu Ohren bringt.”**

Alexander Pushkin, “Eugen Onegin”, 1829



Classique Drehendes Doppel-Tourbillon - Breguet, der Erfinder des Tourbillons

www.breguet.com

Montres Breguet SA, 1344 L'Abbaye (Vallée de Joux), Tel. 021 841 90 90
PARIS - CANNES - GENÈVE - WIEN - LONDON - NEW YORK - LOS ANGELES - DUBAI - MOSKAU - SINGAPUR - TOKYO - SEOUL